

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Das Bild des Großvaters

Von Karl Friedrich



und der Korb unter die braune „Traube“ gehalten, die die Bienen gebildet hatten, — ein Ruck an dem Ast, der in dem baumreichen Garten zumeist als Aufhängeplatz ausersehen worden war, und die Tierchen prasselten in den Korb. Rasch kam er damit von der Leiter herab und leerte alles, just wie man ein Säckchen Erbsen ausschüttet, vor das Flugloch eines leeren Kastens. Die Bienen ergriffen die dadurch gebotene Gelegenheit nur zu gern, und bald hatte sich der ganze Schwarm in die neue Wohnung verzogen, die er am Abend, wenn sich das junge Volk inzwischen beruhigt hatte, in seinem hübschen Bienenhaus mitten im Garten aufstellte. Das Merkwürdigste bei alledem war, daß Großvater sich dabei nie einer schützenden Drahtmaske oder lederner Handschuhe bediente, wie ich sie bei den kleineren Imkern des Dorfes beobachten konnte. Nur mit einer qualmenden Pfeife im Mundwinkel führte er alle Arbeiten durch, und ich sah doch nie, daß er irgend einmal zuckte oder zusammenfuhr. War das Werk getan, so zog er sich bedächtig, wie er alles tat, zwei, drei Stacheln aus der Hand oder der Wange, und die Sache war behoben. Er war jedenfalls, wie man so sagt, immun gegen Bienenstiche, und ich habe ihn nie mit einer geschwollenen Stelle angetroffen.

Aber ich wollte ja von den „Honigfahrten“ erzählen! Aus der Imkerei gewann mein Großvater nicht nur den Bedarf für sich und unsere große Verwandtschaft, sondern er verbrachte auch große Mengen Honig nach der Landeshauptstadt, wo er einen Großabnehmer an der Hand hatte. Er hatte sich zu diesem Zweck einen mächtigen Steinguttopf zugelegt, der über einen Zentner faßte, und wenn dieser gefüllt war, ward ein kleines Einspannerwägelchen hervorgeholt, aus



U meinen schönsten Jugend-erinnerungen gehören die „Honigfahrten“, die mein Großvater alljährlich unternahm, um den Ertrag seiner Imkerei in der fernen Landeshauptstadt abzufahren. Mein Großvater war ein eifriger Bie-

nenzüchter, und da er alles, was er anfang, auch ganz zu tun pflegte, so betrieb er diesen schönen Beruf nicht etwa nur so nebenbei, sondern hatte es mit der Zeit auf über dreißig Stämme gebracht, die ihm viele Arbeit machten, aber auch große Freude bereiteten und manchen guten Verdienst abwarfen. Täglich ein paarmal konnte man ihn Sommers über nach dem nur wenige Minuten entfernten Garten wandern sehen, um zu beobachten, was seine Lieblinge trieben, und besonders, wenn die Zeit des Schwärmens herangekommen war, hielt er unablässig Ausschau, damit ihm kein junges Volk davonflog. Zeigte dann an warmen Tagen eine lebhaftere Bewegung vor dem einen oder andern Flugloch an, daß wieder einmal ein Schwarm in Aussicht stand, so stellte er sofort eine lange Leiter und einen flachen Korb bereit und wich nicht mehr von der Stelle, bis er wußte, wo sich der „Ausreißer“ niedergelassen hatte. Vorsichtig wurde jetzt die Leiter angelegt

Vaters Stall kam ein Pferd davor, und los ging es mit der kostbaren Ladung. Schon früh durfte ich ihn auf diesen vielstündigen Fahrten, von denen er allemal ein schönes Stück Geld mit nach Hause brachte, begleiten, und ich tat das allemal sehr gerne, denn ich muß schon sagen, er hatte bei solcher Gelegenheit Verständnis für die Herzenswünsche eines kleinen Jungen und wußte in der Landeshauptstadt immer etwas Schönes, was er ihm nach erledigtem Handel zeigen konnte. Bald führte er mich an die Ludwigsäule, die unten von dicken Eisenketten eingehaft ist, von denen er behauptet, ein jeder, der erstmals die „Stadt“ besuche, müsse sie durchbeißen, aber er habe das schon längst für mich besorgt; bald war eine Kaserne das Ziel, und wir schauten dann eine geraume Weile dem Exerzieren zu, ich mit tausend neugierigen Fragen bei der Hand und er mit seinen Antworten darauf bedacht, mir eine rechte Freude an diesem höchsten vaterländischen Ehrendienste heizubringen. „Was ein rechter Junge ist“, pflegte er dabei zu sagen, „der muß Soldat werden, sonst bleibt er sein Leben lang ein steifer und ungehobelter Mensch!“

Ein paarmal — ich weiß nicht, war es Zufall, war es Absicht, — brachte er es auch fertig, daß diese „Honigfahrten“ gerade mit der städtischen Messe zusammenfielen, und dann war natürlich für den einfachen Bauernbuben, der auf der ländlichen Kirchweih höchstens eine „Reitschule“ oder eine „Schiffschaukel“ zu sehen bekam, des Schauens und des Staunens kein Ende. Da besuchte er denn mit mir den großen Zirkus, der sich ebenfalls auf dem Mehplatz eingefunden hatte, oder es ging in die Bude eines „Blitzphotographen“, und ich konnte dann den Eltern wieder ein „schönes“ Bild von mir — sogar fest auf steifem Blech gefertigt — nach Hause bringen. Er selbst ließ sich bei solcher Gelegenheit allerdings nie aufnehmen, — das war so eine Eigenheit von ihm — und es bedurfte, als ich schon etwas älter war, bei der letzten „Honigfahrt“ ganz besonderer Glücksumstände, daß ich schließlich doch noch zu einer kostbaren

Erinnerung kam. Diese letzte Fahrt aber ist mir dadurch tief im Gedächtnis haften geblieben, und wenn ich an die verschiedenen „Honigfahrten“ zurückdenke, dann fällt mir allemal diese als die schönste ein. Ich war dazumal schon wohlbestallter Untertertianer der höheren Bürgerschule der benachbarten kleinen Kreisstadt, aber immerhin doch noch so mit dem Land verwachsen, daß ich mit den Pferden gut umgehen konnte. Großvater ließ mich deshalb auf dieser letzten Fahrt kutschieren und schmauchte indes seine Pfeife, die er sich vor dem Ausbruch in aller Morgenfrühe fürsorglich beigelegt hatte. Nur hatte er leider vergessen, auch gleich den großen Tabaksbeutel mitzunehmen, der ihn sonst allenthalben begleitete, und so kam es denn, daß wir unterwegs, als wir eine größere Ortschaft durchfuhren, halten mußten, damit er sich ein Päckchen Tabak kaufen konnte.

Dieser Kauf nun zog sich länger hin, als ich, der ich inzwischen auf dem Wagen sitzen geblieben war, erwartet hatte; denn Großvater war, wie schon einmal gesagt, sehr eigen, und eine dieser Eigenheiten war es auch, daß er durchaus „feine“ Tabaksmarke haben mußte. Das Pferd begann deshalb unruhig zu werden, und als in diesem Augenblick ein Motorrad laut knatternd vorbeiflitzte, — diese neuzeitlichen Verkehrsmittel waren dazumal den Odenwälder Pferden noch ziemlich unbekannt, — spitzte mein Brauner die Ohren, stellte den Schweif und fauste davon. Großvater, der just aus der Ladentür trat und bei der Kürze des Aufenthaltes den einen „Zugstrang“ nicht ausgehängt hatte, was das Pferd am Ausrücken verhindert haben würde, konnte nur noch sehen, wie ich, auf dem Wagen stehend, mich krampfhaft bemühte, das scheuende Tier zu bändigen. Er schrie mir, wie er mir später erzählte, aufgeregt nach, ich solle ja die Leine nicht aus der Hand lassen, dann werde das Pferd bald klein beigegeben. Aber ich hörte das nicht. Ich brauchte es auch gar nicht zu hören; denn ich wußte ja von selbst ganz genau, was ich zu tun hatte, und Furcht kannte ich überhaupt nicht. Meine ein-

zige Sorge galt vielmehr dem kostbaren Steinguttopf, der schwer und gewichtig und zum Glück gut mit Stroh umgeben den Hintergrund des kleinen Stuhlwägelchens einnahm. Was würde Großvater sagen, wenn ich diesen zerschellen ließe? Fest stemmte ich mich deshalb gegen das vordere „Stellbrett“, und indem ich die Leine mit aller Kraft kürzer und kürzer faßte und gleichzeitig dem Tier, das meine Stimme wohl kannte, beruhigende Worte zurief, erreichte ich tatsächlich, daß es seinen gestreckten Galopp schließlich mäßigte, in einen leichten Trab versiel und endlich am Ortsausgang stehen blieb.

So schnell wie damals hatte ich meinen Großvater, der mir immer und überall als das Urbild der Ruhe und Bedächtigkeit erschienen war, überhaupt noch nie herankommen sehen, und wie erstaunte ich, als er statt aller Schelte nur besorgt fragte, ob mir auch nichts geschehen sei. Als ich lachend verneinte und meinerseits Befürchtungen äußerte, der große Steinguttopf möchte gelitten haben, winkte er kurz ab. Das sei nebensächlich. Er untersuchte ihn aber doch, und nachdem er festgestellt hatte, daß er wirklich heilgeblieben war, meinte er beim Weiterfahren: „So war's recht! Nur nicht den Kopf verlieren, und wenn man schon die Leine in der Hand hat, darf man sie nie locker lassen! Merk dir das auch fürs spätere Leben!“ Ich nickte zu dieser Mahnung, deren tieferer Sinn mir allerdings erst nach Jahren aufgehen sollte. Heute weiß ich, daß man auch in der größten Gefahr nie den Kopf verlieren soll, denn einer wacht ja über allem und jedem, und solange er es nicht zuläßt, kann mir nichts geschehen. Doch will er nicht haben, daß ich nun die Hände untätig in den Schoß lege und darauf warte, bis er mich rettet. So hatte mir das kleine Abenteuer mit der großväterlichen Nuhanwendung gleichzeitig eine wertvolle Lehre gebracht.

Es sollte mir aber auch noch einen schönen Lohn abwerfen, als wir in der Landeshauptstadt nach Erledigung des Honighandels gemächlich über den Mesplatz schlenderten und wieder einmal die

Augen um und um gehen ließen. Ich hatte zuft, und zwar wieder einmal vergebens versucht, Großvater zu bewegen, sich doch selbst auch einmal aufnehmen zu lassen, zumal kein Bild von ihm vorhanden war, als wir im Verlauf dieses Gesprächs in eine stillere Ecke gerieten, in der ein lebhafter Mann mit wallendem Lockenhaar hin-



Großvater konnte nur noch sehen, wie ich mich bemühte, das scheuende Tier zu bändigen.

ter einem Tisch stand, auf dem allerlei „Scherenschnitte“ zu sehen waren. „Kommen Sie, kommen Sie, lieber Herr“, flehte er ihn geradezu an, „ich fertige einen Scherenschnitt nach Ihnen, nur der Kunst zuliebe. Es kostet Sie nichts, oder wenn Sie schon etwas geben wollen, dann zahlen Sie ganz nach Belieben!“ Es handelte sich hier in der Tat um einen jener aufrechten Menschen, die nur aus reiner Freude an ihrem Beruf arbeiten, auch wenn sie mit diesem nach Brot gehen müssen, und Großvater, der als einfacher Mann aus dem Volke mehr künstlerisches und vor allem auch menschliches Empfinden hatte, als mancher ihm zutrauen mochte, begriff sofort, daß es diesmal um etwas anderes

ging als um eine nichts sagende Photographie.

Er stellte sich darum kopfnickend vor einen weißen Leinwandschirm, auf den jener deutete, der Künstler faltete darauf rasch ein schwarzes Blatt Papier, ergriff eine Schere, faßte ihn scharf ins Auge und begann wie spielend zu schneiden. Ich riß natürlich nur so die Augen auf, als ich sah, wie der lebhafte Mann auf einmal so ruhig und sicher zuschnitt, und war ergriffen, als ich das leicht aufgeklebte Bild nach wenigen Augenblicken betrachten konnte und dabei bemerkte, wie genau mein Großvater getroffen war. Es war — und je älter ich ward, desto deutlicher fühlte ich das — mehr als ein totes Lichtbild, was der Mann da geschaffen hatte, es war die getreue Wiedergabe einer ganzen Persönlichkeit, und der also Abgebildete war ordentlich stolz auf dieses Ergebnis und

zahlte zur Verblüffung des Künstlers ohne weiteres zwei Mark, eine für damals beträchtliche Summe. Dann verabschiedete er sich von ihm wie von einem alten Bekannten und schenkte mir auf der Heimfahrt das eine Bild, das heute noch als einzige „Photographie“ einen Ehrenplatz auf meinem Schreibtisch einnimmt. Wo der andere Schnitt hingekommen ist — denn durch das Falten waren ja gleich zwei Bilder entstanden — weiß ich nicht, und auch den Namen des Künstlers habe ich vergessen. Aber so oft ich auch heute noch den Scherenschnitt betrachte, fällt mir jene letzte „Honigsahrt“ mit dem kleinen Abenteuer und der Begegnung mit einem wahren Künstler ein, und ich danke im Geiste dem Ahn, der mich schon in früher Jugend so Vieles und so Schönes hat erleben lassen.

LEHRE DES ALLTAGS

Sprüche von Frida Schanz

Tage gibt's, die man einteilt wie ein
Schatz,
so tief möchte man sie erleben,
andre, über die man wegsetzt mit
tapferem Satz,
Wie über Gräben.

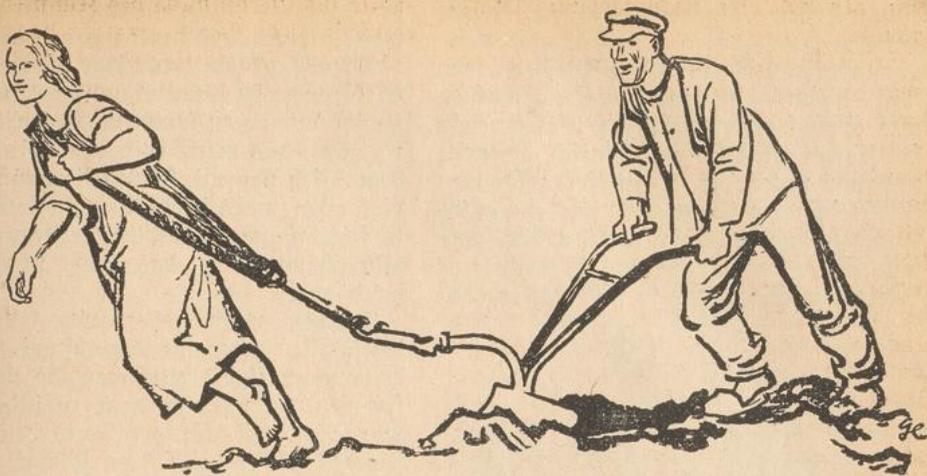
Ginge dein Lebensweg schnurgerad,
könntest du nicht so hoffen und singen.
Was dir blühen soll auf deinem Pfad,
eine Wegbiegung kann es bringen!

Wer einmal gewartet hat,
wartensmüde, wartensatt,
wer des Wartens Not erfahren,
möcht sie andern gern
ersparen.

Klage nicht voll Leid und Reu,
daß die Zeit zu schnell verflogen.
Wie ein schöner Regenbogen
spannt sich jede Woche neu.

Was geschluckt werden muß, eben
schlucken!

Bösen Ärger drei Tage nicht angucken.
Guckt ihr ihn an, wenn drei Tage
verstrichen,
zur Hälfte ist er dann ausgeglichen.



Janharms schwerster Entschluß

Von August Hinrichs

Jeder im Dorfe weiß, daß Janharm ein schlauer und gerissener Kerl ist. So leicht übertölpelt ihn keiner, dreimal überlegt er alles, ehe er sich zu einer Sache entschließt, und dreimal dreht er jeden Groschen um, ehe er ihn ausgibt.

Er hat einen runden, kleinen Hof — zwei Kühe und gerade genug Äcker und Weiden, daß es für seinen Bedarf langt, weitab vom Dorf, in ungestörter Einsamkeit gelegen. So braucht er nicht viel Leute, nur einen Jungen und eine große Magd; damit kann er die Arbeit tun, wenn sie alle drei fleißig sind. Mit dem Jungen hat er diesmal kein Glück gehabt — er nimmt immer einen solchen, der noch zur Schule geht und nur für die Kost arbeitet —, der ist träge und schläfrig, sowohl bei der Arbeit, als auch in der Schule. Freilich hat er immer schon zwei Stunden stramme Arbeit und einen dreiviertelstündigen Schulweg hinter sich, wenn er in der Schule erscheint — wenn er erscheint, denn im Sommer geht die Arbeit vor. „Die Schule läuft ja nicht weg“, sagt Janharm.

Aber Stine — eine solche Magd hat Janharm noch nicht gehabt, solange er denken kann. Sie ist nicht sehr groß, aber stark und rund, und wenn sie ihren Rock auf-

geschürzt hat, daß der Wulst wie eine dicke Wurst über ihren breiten Hüften liegt, dann arbeitet sie selbst Janharm, ihren Brotherrn, über den Haufen, obgleich der doch wahrhaftig weiß, was arbeiten heißt.

Ja, mit Stine, das hat er gut getroffen. Sie ist nicht zu jung und nicht zu alt, so in der Mitte der Zwanzig, prall und strotzend von Gesundheit und Kraft, und die wasserblauen Augen in ihrem breiten, sommersprossigen Gesicht sehen immer zufrieden und unverdrossen in die Welt. Zuweilen liegt sogar ein versteckter Schalk darin, der Janharm unruhig macht. Die schwerste Arbeit ist ihr gerade recht; wenn sie Dünger auflädt, nimmt sie die Forke so voll, daß es wirklich was schafft; einen Sack Mehl wirft sie allein auf die Karre, und sogar pflügen kann sie wie der beste Knecht.

Nur einen einzigen Fehler hat sie — sie arbeitet nicht nur für zwei, sie ist auch für zwei. Das ist schlimm, denn Janharm ist sparsam, sehr sparsam sogar, und Stines Hunger wirft einen dunklen Schatten in ihr sonst so liches Bild.

Janharm ist noch Junggeselle, trotz seiner vierzig Jahre. Er ist oft daran gewesen, sich eine Frau zu nehmen, aber zwei

Dinge haben es immer verhindert: einmal hatte er Angst vor den Kosten, und dann vor den Frauen selbst. Die Weiber haben ihre Rücken — er traut den Langhaarigen nun einmal nicht, er hat da Böses erlebt bei seinem alten Freund Hinrich, der ganz und gar unter den Pantoffel gekommen ist. Nein, eine Frau muß wie ein gutes Pferd fromm im Geschirr gehn, das sagte sein Vater immer, und das ist auch seine Meinung. Sie müßte so still und ergeben



Als er Stine die dreißig Taler auf den Tisch zählt, sagt sie leichtthin, sie brauche doch kein Geld.

alles hinnehmen wie seine Mutter, die willig mit Janharm zusammen den Pflug zog, als sie noch keine Ruh hatten. Aber so eine ist schwer zu finden.

Die meisten Mägde, die er in all den Jahren gehabt hat, hätten sich gern genug als Bäuerinnen in sein warmes Nest gesetzt. Aber Janharm war zu schlau, und ob sie es nun plump ansingen und ihm nachts in die Döng kamen — dann stellte er sich schlafend und war durch kein Flüstern und Poltern zu wecken — oder auch fein, indem sie ihm bei Gelegenheit mehr zeigten, als nötig war, er ließ sich nicht fangen. Darum schnürten sie alle nach einem Jahr, oft schon nach einem halben, ihr Bündel und verschrien ihn als hartnäckigen Sonderling und silzigen Knider.

Von Stine hat er dergleichen nicht zu befürchten. Sie versorgt ihn genau so gut und so regelmäßig wie die beiden Rüche, die Schweine und Ferkel, den Hund und

die Rahe, im übrigen kümmert sie sich nicht weiter um ihn und denkt nur an die Arbeit.

Aber Janharm denkt jetzt oft an Stine. Er belauert sie förmlich, um gründlich hinter ihr Wesen zu kommen. Gewalttätig ist sie nicht, das merkt er daran, wie sie mit dem Vieh umgeht. Wenn sie nur nicht so viel essen wollte! Aber immerhin, wenn sie seine Frau wäre, sparte er sechzig Taler jährlich am Lohn, das wiegt schon allershand auf.

Wochenlang rechnet er murmelnd die beiden Posten gegeneinander auf und ist schon beinahe zu einem günstigen Ergebnis gekommen, da muß er ganz zufällig sehen, wie Stine mit kräftiger Faust den faulen Jungen hinter die Ohren schlägt, daß es nur so knallt. Das jagt ihm einen solchen Schreck ein, daß er seine ganze Rechnung über den Haufen wirft und sich schleunigst zurückzieht.

Um Martini bekommt sein Herz doch einen Stoß. Als er Stine die dreißig Taler Lohn für das halbe Jahr auf den Tisch zählt, geht sie nicht etwa gleich ins Dorf, um sich ein Kleid zu kaufen, sondern sagt leichtthin, er solle es nur auf die Sparlasse tragen, sie brauche doch kein Geld. Dann holt sie ihr Sparbuch her, das sauber in ein rotes Taschentuch geknotet ist, und gibt es ihm mit. Natürlich sieht er hinein — da hat sie fast zweihundert Taler beisammen. Beinahe hätte er ihr schon an diesem Tage das entscheidende Wort gesagt, wenn nur nicht die dumme Ohrfeige gewesen wäre.

Er traut den Langhaarigen nun einmal nicht, und wenn Stine auch noch so ruhig und gleichmütig tut — wer weiß, was alles in so einem Frauenzimmer schlummert. Er muß sich vorsehen, denn wenn es ernstlich darauf ankäme — an Körperkräften ist Stine ihm über.

Janharm kämpft in diesen Tagen einen schweren Kampf. Die zweihundert Taler locken ihn gewaltig, und jetzt, da er sie so scharf beobachtet, lockt Stine selbst ihn nicht minder. Sie braucht es gar nicht erst zu machen wie die anderen, er sieht es ja bei der Arbeit gut genug, wie prall ihr das Nieder sitzt und wie kräftig sie auf den Beinen steht. Wenn er nachts schlaflos in

seinem Alkoven liegt, wägt er das Für und Wider unruhig gegeneinander ab: auf der einen Seite ihre runde Gestalt, ihre Arbeitswut und die zweihundert Taler, auf der andern die Ohrfeige, ihr mächtiger Hunger und die Furcht vor den Rücken und Tüden des weiblichen Geschlechts überhaupt.

Ist Stine die richtige? Wird sie, wie sein Vater sagt, fromm im Geschirr gehen? — Er selbst sagt es übrigens auch, und im ganzen Dorf weiß jeder dieses Wort Janharms und neckt ihn gelegentlich damit. Janharm liegt in schweren Sorgen — der Teufel traue den Weibern!

Plötzlich mitten in der Nacht kommt ihm der rettende Gedanke; warum soll er nicht einen Versuch machen, der alles entscheidet? Dann ist er ja aus allen Zweifeln heraus.

Am andern Tage sucht er den alten Gurt her, in dem seine Mutter den Pflug zog. Er ist grau und verschimmelt, aber noch fest. Dann geht er zu Stine und kratzt sich schlau hinter den Ohren: „Ich muß heute das kleine Stück hintern Hagen umpflügen“, sagte er, „aber die Schwarze ist trüchtig, die kann ich nicht nehmen, und mit der Rotbunten geht's nicht, die bricht immer aus — was meinst du dazu?“

Stine stemmt ihre kräftigen Arme in die Seite und sieht ihn fragend an: „Ja, Janharm, was ist da zu machen?“

Janharm reibt verlegen an dem Gurt: „Als wir noch keine Kuh hatten, zog meine Mutter immer den Pflug — sieh her, das ist noch der Gurt — was meinst du?“

In Stines Augen blühte etwas auf, aber es ist gleich wieder verschwunden. „Oh“, sagte sie, „was deine Mutter konnte, das kann ich auch, gib nur her!“

An diesem Tage sieht Janharm erst recht, was Stine für ein gutwilliges Menschenkind ist. Sie stemmt ihre nackten, derben Füße in die schwarze Erde und zieht wie ein Pferd; der Junge, der neben ihr im Seil angeschirrt ist, braucht kaum mitzuhelfen. Janharm lenkt den Pflugsterz und brüllt sein Johü, als wenn er die Schwarze vorm Pflug hätte. Er schnalzt mit der Zunge und lacht sich heimlich ins

Fäustchen — ist er nicht wirklich ein schlauer Kerl? Er wird ganz übermütig, und als Stine einmal in der Mitte der Furche stehen bleibt, um zu verschlaufen, tätschelt er ihr lieblosend mit dem Peitschenstil die quellende Hüfte und macht: „Jü!“ Beinahe hätte er ihr sogar über den breiten Rücken geklatscht, aber das will er doch lieber bis nach der Hochzeit lassen.

Ja, jetzt hat er endlich die Rechte gefunden. Nach Feierabend sucht er sein Rasiermesser hervor und kratzt sich den Bart ab — das ist nicht so einfach, weil kein Spiegel im Hause ist; aber er hängt seine dunkle Jacke hinter die Glastür des alten Pultschrankes, so geht es mit verhältnismäßig wenig Blutvergießen ab. Dann sucht er Stine. Die sitzt vor der Tür auf der Lattebank und zwinkert mit den Augen, als sie ihn plötzlich so glattrasiert sieht. Er setzt sich neben sie, schlägt ihr mit seiner knochigen Hand auf das weiche Knie und sagt: „Was meinst du, Stine, wollen wir nicht unsere Plünnen zusammenwerfen?“ Und merkwürdig, Stine hat nichts dagegen, sie will nur das eine, daß es gleich am Sonntag beim Pastor festgemacht wird.

So gehen sie denn am Sonntag beide ins Dorf, um sich von der Kanzel werfen zu lassen. „Mein Gott, Janharm!“ ruft der Pastor erstaunt, „hast du doch noch eine gefunden, die fromm im Geschirr ist?“

Janharm blinkt ihm pfiffig mit den Augen zu: „Es hat wohl etwas lange gedauert, Herr Pastor, aber Besinnen ist das beste am Menschen — man soll sich immer dreimal besinnen.“

Janharm ist viel ausgelacht worden, daß er Stine in den Pflug gespannt hatte, aber weder er noch Stine machten sich etwas daraus. Und mit Stine, das hat er wirklich gut getroffen; sie arbeitet und ist jetzt nicht mehr für zwei, sondern für drei, und der Hof und sie selbst gedeihen vortrefflich dabei. Nur Janharm wird merkwürdigerweise immer magerer und hagerer.

Im Frühjahr wird Janharms schwarze Kuh krank, und er schickt nach seinem alten Freund Hinrich, der allerlei Hausmittel weiß. Als Hinrich kommt und an dem Hagen entlang geht, hinter dem Janharms Acker liegt, hört er lautes Jü und Johü.

Pflügen sie wieder ohne Ruh? Er sieht durch die Hecke und bleibt mit offenem Munde stehen: ja, sie pflügen ohne Ruh — aber Janharm, der schlaue Janharm selbst mußte in den Gurt kriechen, und Stine führt den Pflugsterz, hochaufgeschürzt, kräftig und stämmig, den Peitschenstiel in der Hand. Leise macht sich Hinnerk davon.

Am Abend kommt er wieder und trifft Janharm allein. Da sticht ihn der Hafer,

er klopft dem alten Freund auf die Schulter und fragt: „Na, Janharm, geht sie immer noch fromm im Geschirr?“

Janharm sieht sich vorsichtig um, dann seufzt er und meint: „Weißt du Hinnerk, man sollte sich doch lieber viermal besinnen — dreimal langt nicht!“

Das Pflügen mit Janharm ging Stine aber doch wohl zu langsam; sie holte ihre Taler von der Sparkasse und jekt pflügt sie mit einem Pferd.

Hermann Göring, der Mensch und das Werk

Von Karl Burkert

Beinahe zwei Jahrzehnte ist es her, seit ich Hermann Göring zum erstenmal gesehen habe. Er war damals noch der durch den verlorenen Krieg aus seiner Lebensbahn herausgerissene Fliegerhauptmann, und nun stand er dort neben einem Rednerpult und sprach zu einem Haufen Menschen. Ausdrücklich sage ich: zu einem Haufen. Denn die da gekommen waren, die wußten selbst noch nicht recht, warum sie da saßen, wieso sie zusammengehörten. Irgendeine Unzufriedenheit, eine Sorge, eine Sehnsucht, ein halbklares Gefühl hatte sie in diesen Saal geführt, und nun wollten sie einen hören, der vielleicht schon tiefer in die Dinge sah, der das, was bei ihnen vorerst noch dunkle Empfindung war, mehr ins Helle, Schauliche und Greifbare rücken konnte, und aller Augen waren in einer Erwartung und Spannung auf den Mann da vorne gerichtet.

Und Göring sprach. Es war nicht das, was man bisher von einem politischen Redner gewohnt war. Keine kunstvoll ge-

formten Sätze, keine Redeblymen, keine Erinnerungen an allerhand gelesene Bücher, kein Versuch, sich selbst ins Licht zu setzen, kein Anbiedern, kein Honigseim, nein, alles dieses nicht. Nur ganz schlichte,

soldatisch knappe Worte. Aber wer Ohren hatte, der mußte hören, daß in dem Manne etwas Tieferes, etwas Weitsehenderes, etwas Erregenderes war als alles, was er sagte. Eine magische Kraft strahlte von ihm. Ein Strom von Herrschaft schien von seinen festen, blauen Augen in alle, die ihn sahen, überzugehen. Eine reißende Flut, die sie mit seinen Gedanken durchdrang. Ein Glaube loderte in ihm. Eine bezwingende Aufrichtigkeit und Folgerichtigkeit

haftete allen seinen Behauptungen an. Man fühlte seine Gegenwart wie eine Naturkraft. Er war Blitzleuchten und Donner, war Woge und Wind, war Erdfeuer und Bergsturz, war Griff und Krallen, war alles in einem — man konnte ihm nicht widerstehen.

So konnte es ja kein Wunder sein, daß



Hermann Göring schon früh zu Adolf Hitler hinfand. Wie der Magnet sich selbst nach dem Pol einstellt, so mußte seine gesunde Seele, die immer in Verbindung mit dem Gerechten und Wahren stand, sich auf diesen alleshoffenden, alleswagenden, unbekanntem Soldaten, der Deutschland aus seiner Schmach herausführen wollte, geradezu zwangsläufig hinrichten. Umgekehrt mußte Adolf Hitler schon in der ersten Stunde erkennen, daß in dem Hauptmann Göring ein Mistreiter zu ihm getreten war, der an Charakter und Geist weit über das Mittelmaß hinausragte, denn die wahrhaft Großen erkennen sich beim ersten Sehen. Er hatte erkannt, daß in diesem Manne etwas lag, das eine Erwartung erzeugte, eine gebundene Energie, die, war sie erst frei geworden, sich mit Hirn und Herz, mit Unerlöschlichkeit und Treue für das einsehen würde, was er selbst erstrebte, und auf einen Mann von diesem Kaliber hatte er doch schon immer gewartet.

Es war am 12. Oktober 1922, als sich die beiden Männer zum erstenmal in die Augen sahen. Tags darauf reichen sie sich die Hand. Der Gefolgsmann hat sich Adolf Hitler bedingungslos ergeben. Er wird von ihm zum ersten Führer der Sturmabteilungen ernannt. Hauptmann Göring hat damit wieder eine Lebensaufgabe gefunden. Mit dem ganzen Feuer seiner Seele ergreift er sie, und nun beginnen für ihn bewegte Zeiten. Rastlos arbeitet er an der stählernen Waffe, der jungen politischen Truppe, die er dem Führer eines Tages übergeben will. Die Schatten, die auf Deutschland fallen, werden inzwischen tiefer und tiefer. Der Franzose fällt ins Ruhrgebiet. Schlageter verblutet unter einer Gewehrsalve. Die Reichsregierung in Berlin steht den Ereignissen ohnmächtig, tatenlos gegenüber. Die letzte Hoffnung bleibt München. Hier steht Adolf Hitler mit den Seinen, und die nationalen Freischaren, die bis da unter eigenen Fahnen marschierten, haben sich ihm zur Verfügung gestellt, warten nur noch auf seinen Befehl. So kommt der 9. November heran, ein tragischer Tag in der deutschen Geschichte. Das deutsche Volk ward gewogen und noch zu leicht be-

funden. Aber mit den Toten, die da vor der Feldherrnhalle lagen, konnte der Geist, der sie befehlte, nicht vernichtet werden. Ungebeugt verläßt der Führer die Mauern der Festung, und auch Göring, dem das Vaterland jahrelang verwehrt war, kehrt mit derselben Gesinnung zurück, mit der er die Heimat verlassen hat. Der junge Geist kommt mit ihm wieder zum Aufleben, und nie gab es mehr Beginn als jetzt. Adolf Hitler hat sich entschieden, sich den angeblichen Wirklichkeiten zu fügen, den Kampf auf legalem Wege auszutragen, und mit der ganzen Leidenschaft, die ihm innewohnt, gibt sich Göring seinem neuen Auftrag hin. Am 28. Mai 1928 erringt die junge Partei ihren ersten Wahlsieg und mit 12 Abgeordneten zieht Hermann Göring in den Reichstag ein. Er wäre ja lieber weit weg, fast übel wird ihm unter diesen Schwärmern, verächtlich blickt er auf ihr schwächliches Treiben, aber er hat den Befehl zu bleiben und er bleibt.

Und der politische Mummenschanz der Systemparteien geht weiter. Reichstage werden heimgeschickt, neue treten zusammen. Kabinette sehen sich gestürzt und andere werden gebildet. Adolf Hitler können diese Veränderungen nicht kümmern. Er denkt nur an seinen Sieg. Er ist sich gewiß, daß er ihn erringen wird. 1930 sieht der Reichstag 107 nationalsozialistische Abgeordnete. Die Partei ist zu einem entscheidenden Machtfaktor geworden. Hermann Göring handelt in Berlin als der politische Beauftragte des Führers. Im August 1932 steht die Partei mit 230 Abgeordneten da und Hitler bestimmt Göring zum Reichspräsidenten. Jetzt kann kein Zweifel mehr darüber bestehen, wer das Staatsschiff zu lenken hat. Göring ist es endlich gelungen, Hindenburg davon zu überzeugen, daß Adolf Hitler mit dem Kanzleramt betraut werden muß. Am 30. Januar 1933 tritt der wirkliche Führer des deutschen Volkes in seine Rechte.

Im neuen Kabinett sitzt an der Seite des Führers der Reichsminister Hermann Göring, zugleich kommissarischer Minister des Preussischen Ministeriums und Kommissar der Luftfahrt. Nun sieht er neue,

große Aufgaben vor sich und schon eine Stunde später sitzt er im Preussischen Ministerium des Innern. Hier ist die Stelle, von der aus die alten Machthaber Deutschland zugrunde gerichtet haben und hier will er anfangen aufzubauen. Der Geist von Potsdam soll wieder in diese Räume einziehen. „Dienst in Preußen ist Dienst um die Ehre und Dienst für das Deutsche Reich.“ Das soll von nun an die Parole sein. Aber erst als ihn der Führer am 20. April zum Preussischen Ministerpräsidenten ernannt hat, sind ihm die Machtmittel in die Hand gegeben, die Gedanken, die ihm vorschweben, zu verwirklichen. Es ist ein schwieriges Erbe, das er antritt. Aber ruhig und sachlich geht er an die Arbeit heran. Jede seiner Maßnahmen zeugen von weiser Ueberlegung. Ueberall übernimmt er selbst die Verantwortung. Er überprüft genau die Beamten, beseitigt zweifelhafte Elemente. Befehlt alle wichtigen Posten mit den Männern seines Vertrauens und bald sieht er einen klaren, sauberen Weg vor sich.

Vor allem gilt es, den jungen Staat gegen noch vorhandene Volksschädlinge sicherzustellen. Zu diesem Zweck schuf Göring in Preußen die Geheime Staatspolizei. Er machte kein Hehl daraus, daß er, wenn es die harte Not erheischte, die herkömmlichen Rechtsbegriffe durch neue Begriffe zu ersetzen jederzeit bereit war. Deutlich genug sagte er in einer Versammlung in Dortmund: „Zawohl, ich kenne zweierlei Menschen, solche, die zu ihrem Volke stehen, und solche, die ihr Volk vernichten wollen. Da gibt es für mich keine Objektivität mehr, da geht das Recht, das Wort Gerechtigkeit verloren. Wenn hier Aufbau und dort Vernichtung stehen, bin ich nicht da, um Gerechtigkeit zu üben, sondern um die Vernichtung auszurotten. Das Schicksal des Volkes verlangt gebieterisch, daß jetzt endlich mit eiserner Faust dem Taumel in den Abgrund Einhalt geboten wird.“ Nein, Hermann Göring ist nie herzlos gewesen, noch weniger war er grausam. Aber wehe dem, der sich ihm in den Weg stellte. Er sah nur das hohe Ziel und das Hindernis mußte weichen. Das

Menschliche ließ er immer wieder walten. Keinem, bei dem ein Wandel in den Anschauungen und Bestrebungen zu bemerken war, hat er die Rückkehr in die Volksgemeinschaft versagt.

Das Mildmenschliche, das in Hermann Göring lebt, findet auch seinen Ausdruck in seiner Liebe zum deutschen Wald. Ihm bedeutet der Wald mehr als baren Baumbestand, er bedeutet ihm Zauber, Bann und Berückung. Schon als Junge ist er im Wald mit seinem ganzen Herzen dabei gewesen. So war es ihm eine besondere Freude, eine Freude, die an sein Persönlichstes rührte, als ihn der Führer auch mit dem neu geschaffenen Amt des Reichsforstmeisters betraute. Was er von der deutschen Waldwirtschaft und damit vom deutschen Forstmann erwartet, das hat er bei der Eröffnung der Grünen Woche im Jahre 1935 klar herausgestellt: „Der deutsche Wald ist nicht allein ein Wirtschaftsobjekt, er ist so zu bewirtschaften, daß neben den nationalwirtschaftlichen auch die sozialen und die kulturellen Belange gewahrt werden. Dem deutschen Volk ist der natürliche Wald zurückzugeben, d. h. die Schönheit des Waldes ist wieder herzustellen und zu pflegen, um der Kraft und der Freude willen, die er dem deutschen Volksgenossen gibt. Der deutsche Wald ist zu schützen und zu heben auch um des Schutzes willen, den er dem Lande gewährt. Im deutschen Wald soll Arbeit geschaffen werden, und er soll die Rohstoffe liefern, die die Wirtschaft zur Deckung des Volksbedarfes braucht.“

Wie so oft bei Maßnahmen des Reichsministers steht auch hier das Ideelle mit dem Realen nah zusammen, und über den Ansprüchen und Notwendigkeiten des Alltags wird das, was das Herz und die Seele verlangt, was als Schönheit und Feier zum Leben des Einzelnen und der Gesamtheit gehört, nicht vergessen. Hermann Göring verdanken wir es, wenn der Naturschutzgedanke, der bis da eine mehr oder weniger private Angelegenheit war, oft mit den größten Hindernissen zu kämpfen hatte, nunmehr zu einer Aufgabe und Pflicht des Staates geworden ist, mit

allen nur denkbaren Möglichkeiten. In der weitgedehnten Schorfheide, zu der auch der Waldhof Carinhall gehört, hat der Reichsforstmeister ein Schutzgebiet geschaffen, das die Bewunderung jedes naturverbundenen, Naturschönheit und Naturfrieden suchenden Menschen erregen muß und das von jedem Deutschen, der es betritt, als ein heiliges Vermächtnis, als ein Hochbild deutscher Landschaft empfunden und empfangen werden wird. Hier hat der Reichsjägermeister dem gewaltigen Elch, dem uralten Wisent und dem struppigen Wildpferd eine Bleibe geschaffen. Der Fischadler horstet hier im krausen Wipfel der Eiche und der rote Milan zieht seine ruhigen Kreise. Hier hat der weiße Wildschwan im Röhricht des Seeufers sein Gelege, hier findet man die Fährten von Rot- und Damwild, Schwarzwild und Muffelwild, und der Schwarzspecht wirft sein Schelmengelächter in die atemheiße Stille der lichtflirrenden Sommerstunde.

In die Abgeschlossenheit der Schorfheide zieht sich Hermann Göring von Zeit zu Zeit auf ein paar Tage zurück, wenn er zwingend fühlt, daß seine menschlichen Kräfte, denen er nicht selten fast Unglaubliches zumutet, einer Stärkung und Belebung bedürfen, und dann gibt er sich seinem Wald mit einer Liebe und dem edlen Weidwerk mit einer Leidenschaft hin, wie es eben nur so einer urgesunden Natur möglich ist. Der urgermanische Zug, der sich in seinem Wesen bewahrt hat, läßt ihn manchmal wie in einer Andacht vor einer hochschäftigen Föhre, vor einem geheimnisstillen Wacholder stehen, läßt ihn den wieder heimisch gewordenen Uhu, die scheue Hohltaube mit lächelnder Befriedigung belauschen, und der gleiche Zug ist es, der ihn bewog, das neue Jagdgesetz zu schaffen, ein Gesetz, das alles Raffige, Unvernünftige, Unritterliche und Grausame aus dem Bereich der Jägerei verbannt wissen will und jeden, der eine Jagdflinte trägt, zu einer anständigen Ausübung des Weidwerks verpflichtet.

Das Wort Pflicht, das im Leben Her-

mann Görings immer obenan steht und das er als Soldat, politischer Kämpfer und Staatsmann stets als das Erste von sich forderte, fand seine erhabenste Erfüllung in der Neuschöpfung der deutschen Luftwaffe, die ihm der Führer sofort nach der Machtübernahme befohlen und die wohl das Genialste und Großartigste darstellt, was der letzte Kommandeur des Geschwaders „Manfred von Richthofen“ bis zu dieser Stunde geleistet hat.

Der Vertrag von Versailles hat uns die Luftstreitkräfte bei Heer und Marine versagt, und damit noch nicht genug, ließ sich die Systemregierung im Pariser Luftfahrtabkommen von 1926 berechnen, der Entente zu versichern, daß sie den deutschen Motorflugsport, der sich da und dort schüchtern geregt hatte, aus öffentlichen Mitteln nicht unterstützen werde. Auch die Verkehrsluftfahrt lag im Argen. Die deutsche Luft Hansa erfuhr bei weitem nicht die Förderung, deren sich die Luftfahrtgesellschaften anderer Staaten erfreuten, und immer mehr geriet der deutsche Luftraum in die Hände fremder Unternehmer. Nicht besser sah es mit der deutschen Luftfahrtindustrie aus. Obwohl in deutschen Werkstätten die ersten Ganzmetallflugzeuge und später hervorragende Schnellflugzeuge entstanden, war der Absatz im Inland ganz gering. Außer der Luft Hansa kamen nur etliche Fliegerschulen und luftsportliche Vereine als Abnehmer in Betracht. Die wenigen deutschen Flugzeug- und Motorenwerke sahen sich bis 1933 ständig von Arbeitslosigkeit und Stilllegung bedroht.

Als Göring das Luftfahrtministerium übernahm, stand ihm kaum mehr als ein Duzend moderner Flugzeuge zur Verfügung. Aber das konnte diesen unverwundlichen Optimisten nicht hindern, sich auch hier mit ganzer Wucht in die Stränge zu werfen. Die Mittel, die er der Luftfahrtindustrie gewährte und die Aufträge, die er ihr erteilte, brachten sie fast über Nacht wieder in Schwung. Neue, geschwindere Flugzeugtypen entstehen. Der Seeflugdienst wird gefördert. Die Südatlantik

wird mit Erfolg beslogen. Der Luftraum der Nordatlantik wird von der Luftansa erschlossen. Zwischen allen großen Plätzen des europäischen Kontinents verkehren jetzt deutsche Flugzeuge.

Aber nicht nur der Luftfahrt, auch dem Luftschutz wendet Göring sein Augenmerk zu. Das ist freilich nur eine Abwehrmaßnahme und sie kann den ehemaligen Kampfflieger nicht befriedigen. Doch muß er sich noch etwas gedulden. Die Fesseln von Versailles sind noch nicht gesprengt und die deutsche Luftwaffe, wie er sie sich denkt, kann sich vorerst noch nicht entfalten. Aber Piloten kann man einstweilen ausbilden, Flugplätze anlegen, die Flugzeugindustrie weiter ausbauen. Und als der Führer durch Erlass vom 14. März 1935 die neue deutsche Flugwaffe als selbständigen Wehrmachtsteil ins Leben ruft, ist, dank der Tatkraft Hermann Görings, das Jagdgeschwader Richthofen bereits neu entstanden und auch sonst schon mehr geschehen, als man in den uns umlauenden Feindstaaten sich träumen läßt. Die Angehörigen der deutschen Luftstreitkräfte sind nun Soldaten im Sinne des Wehrgesetzes und der Reichsminister der Luftfahrt ist Oberbefehlshaber der jungen, wenn auch noch kleinen deutschen Luftwaffe. Als dann am 16. März 1935 der Führer der aufhorchenden Welt die deutsche Wehrfreiheit verkündet, knattern die Motoren der ersten Jagd- und Kampfstaffeln über der Reichshauptstadt.

Und nun hebt ein gewaltiges Schaffen an. Fieberhaft wird im Luftfahrtministerium gearbeitet. Der so lange zurückgestaute Kämpferwille Hermann Görings bricht ungestüm hervor, setzt sich mit faustischem Drang in die Tat um. Der gigantische Plan, den er seit Jahren in sich getragen und bis ins Einzelne durchdacht hat, gewinnt Gestalt, wird Wirklichkeit. Sein Geist, der das Ganze durchdringt und vorwärts treibt, ist an allen Ecken und Enden zu spüren, bewegt Gehirne und Fäuste, reißt noch den letzten Arbeiter mit. Von allen Seiten drängt man zur Luftwaffe. Die alten Kriegsfieger klatschen das zivile Brotbuch an die Wand, die Ra-

pitäne der Luftansa verzichten auf ihre gutbezahlten Stellungen. Von allen Waffengattungen der Wehrmacht melden sich Offiziere und Mannschaften zu den Luftstreitern und Fallschirmjägern, und die Leute der einschlägigen Berufe, Ingenieure, Elektriker, Motorenschlosser, Mechaniker, Werkzeugmacher, Funker und andere wollen jetzt zur Flieger- und Nachrichtentruppe und zur Flakartillerie.

Und in den Motorenfabriken und Flugzeugwerken sausen Tag und Nacht die Schwungräder der deutschen Arbeit. Mit den Arbeitsstunden steigen zugleich die Leistungen. Maschine auf Maschine rollt zum Start, und von Monat zu Monat wachsen die Geschwader. Daneben schießen Flughallen, Kasernen, Munitionsschuppen und Kommandogebäude wie Pilze aus dem Erdboden.

So läßt Hermann Göring, nunmehr Generalfeldmarschall, in wenigen Jahren, sozusagen aus dem Nichts, eine Waffe entstehen, wie sie die Welt noch nicht gesehen. Eine Waffe, die überall, wo sie sich zeigt, Bewunderung erregt und die auch, man sollt' es schon denken, zu einiger Besinnung Anstoß geben müßte. Sie zeigt sich über dem befreiten Wien, sie artüßt die erkösten Volksbrüder im Sudetenland, sie bekundet den frivolen, übermütigen tschechischen Machthabern rechtzeitig und eindringlich ihren Ernst. Der Führer nimmt immer wieder Gelegenheit, auf die Größe und das Gewicht seiner Luftwaffe hinzuweisen. Nicht seine Schuld, wenn man seine mahnende Stimme nicht hören wollte. Polen hat es am ersten zu bereuen. Die Niederlande, Belgien und Frankreich folgen. Sie müssen es erleben, wie ihre Forts und Bunker von den Bomben der Luftwaffe zerschlagen werden. Aber den unbelehrbaren, hochmütigen Briten ist es damit noch nicht genug. In fast unbegrenzter Verblendung fordern sie das Schicksal heraus. Gut denn, so sollen sie ihn spüren, den furchtbaren Hammer Thors! Schon sehen wir ihre Städte und Häfen unter seinen donnernden Schlägen zerstäuben und ihre Schiffe von seinen Blitzen verzehrt werden. Schon erzittert

ihr stolzes Imperium in seinen Grundfesten und vielleicht nicht mehr lange und es gehört der Vergangenheit an. Und dann von Rechts wegen. „Gott heißt: Vergeltung in der Weltgeschichte.“

Aber nicht nur als Soldat, auch als Staatsmann bleibt Hermann Göring immer der nächste Mitarbeiter des Führers und der Mann seines größten Vertrauens. Kaum einmal in der Geschichte der Völker hat ein Staatsoberhaupt einem seiner Paladine solche Vollmachten erteilt wie der Führer an Hermann Göring. Aber er weiß, was diese breiten, starken Schultern zu tragen vermögen, und darum hat er auch die Durchführung seines Vierjahresplanes nun schon zum zweiten Male in seine Hände gelegt. „Ich habe an die Spitze des Vierjahresplanes den besten Mann gestellt, den ich für diese Aufgabe besitze, den Mann größter Willens- und Entschlußkraft, einen Mann, der weiß, es muß sein, so oder so.“ So spricht der Führer eines Tages zu den Wirtschaftlern Deutschlands und diese verstehen, was damit gesagt werden will.

Und so beginnen die großen Arbeitsschlachten. Auch hier ist Hermann Göring allenthalben das bewegende, treibende Element. Nur wenige wissen, wie rasch und gründlich er sich in die verschiedenen Teilgebiete seines Planes eingearbeitet hat. Landwirtschaft, Industrie, Handel, Hochseefischerei, Bergbau, neue Forschungen und Herstellungsmethoden — nichts entgeht seinem Augenmerk, alles erfüllt er mit seinem sozialen Empfinden, jeden gewinnt er zu freudigem, selbstverantwortlichem Mitschaffen, und Kopf und Hand arbeiten wie noch nie im Vaterland in gegenseitiger Achtung und Eintracht und mit höchster Anspannung aller Kräfte zusammen. Holz und Kohle, Erde und Gestein, sogar Abfall und Gerümpel jeglicher Art wandelt sich wie durch einen Zauber zu neuen Werten, und die Unabhängigkeit von fremden Rohstoffen ist so gut wie gesichert.

Ein gewaltiges Geschehen, das sich hier entrollt und erstaunliche Erfolge, die auf allen Schauplätzen der Arbeit erzielt werden. Jeder weiß, um was es geht und jeder setzt seine Ehre darein, an seinem Teile beizutragen, daß das Ziel erreicht wird. Kaum denkbar dies alles ohne die innere Geschlossenheit des Volkes, ohne einheitliche Willensbildung, ohne völlige Hingabe des Einzelnen an das Ganze, ohne das Bewußtsein, daß hier um das Höchste gerungen wird, nämlich um den ewigen Bestand der Deutschen Nation. Die Erziehung zu nationalsozialistischem Denken und Fühlen hat hier eine ihrer schönsten Früchte gezeitigt.

Man mag an Hermann Göring herantreten von welcher Seite man will, immer wird man finden, daß man es mit einer überragenden Persönlichkeit, mit einem außerordentlichen Charakter, in Summa mit einem Vollmenschen zu tun hat. Welche Lebensfülle, welche Willensmacht, welcher Wirklichkeitsinn, welcher himmelstürmender Glaube enthüllt sich in diesem Manne! Und doch wie einfach, wie gerade, wie feldmäßig schlicht drückt sich das alles in ihm aus! Nichts Geheimnisvolles, nichts Künstliches, nichts Herrenmäßiges an ihm. Alles so herzlich, so ehrlich, so gesund, so überzeugend, so eindeutig und so klar. Und von uns allen wird das auch so empfunden. Nach dem Führer ist Hermann Göring ohne Frage zur Zeit der volkstümlichste Mann der deutschen Gegenwart. Man muß schon bis auf Blücher zurückgehen, wenn man einer ähnlichen Erscheinung begegnen will. Das ganze deutsche Wesen in seinen Grundformen, in seinen Ausstrahlungen ist in Hermann Göring als in einem Hochttyp verkörpert. In seinem Pflichtgefühl, seiner Uner-schrockenheit, seinem Wagemut, seiner Mannestreue, seinem Zukunftsglauben steht der Reichsmarschall als strahlendes Beispiel da in der Stunde der großen Entscheidungen.

Es gibt heute keine Inseln mehr!

Adolf Hiller (6. 10. 39 im Reichstag)

Als man noch die Soldaten fing

Von Adolf Meschendörfer

Der Großvater erzählte:
Ich war noch ein ganz junger Ehemann, als Kaiser Franz viele Soldaten für seine napoleonischen und venetianischen Kriege brauchte. Ich hatte frühe geheiratet, und die Großmutter half mir in der Werkstatt. Wir schnitten Leder zu für Soldatenstiefel, pechten den Faden und nähten von morgens bis abends. Denn der erste Bub war schon da und den zweiten trug die Großmutter unter dem Herzen. Um sechs Uhr wurde Schluß gemacht, um mit dem Licht zu sparen. Wir löffelten dann die aufgewärmte Suppe, fegten die Werkstatt, und wenn das Wetter es zuließ, gingen wir wohl auch noch durch das Kloftertor auf den Wall und besahen uns den Schloßberg und die Teiche, in denen man früher die Hegen wässerte. Die rote Abendsonne haben wir oft im Wasser gesehen, und die Großmutter erzählte dann, was sie Neues über die Kriegsläufe in der Nachbarschaft gehört hatte. Sie war eine wachsame Frau mit hellen Sinnen und konnte schnell einen Entschluß fassen. Unser tägliches Gespräch waren damals die Werber. Ich war arm und hatte im Stadtrat keinen Fürsprecher. Das bekümmerte die Gute, denn obgleich die Werber sonst nur unverheiratete Burschen fingen, ging die Rede, daß in den endlosen Kriegen jetzt auch Verheiratete an die Reihe kämen. In Schäßburg und Mediasch waren polnische blaue Dragoner aufgetaucht und plötzlich wieder verschwunden; man wußte nichts Näheres. Ich war trotzdem guter Dinge und hatte den Himmel voller Bahgeigen, denn die Großmutter war eine stattliche, schöne Frau, handfest, mit sicherem Gehaben und hatte meinetwegen manchen Freier, selbst den Sohn des Ratsherrn Gräf ausgeschlagen. „Wenn er es uns nur nicht entgelten läßt“, sagte sie immer wieder. „Hasensfuß“, stichelte ich, „gehen wir schlafen. Um fünf Uhr scheint uns wieder die liebe Morgenfonne.“

Es kam ein strenger Winter. Der Schnee krachte, auf unserem Holzhäuschen neben

der Stadtmauer krächzte die Wetterfahne, und in der Nacht blitzten die Sterne, wie aus frostigem Metall geschnitten. Es war etwa zwei Uhr morgens. Da erwachte ich von einem Geräusch. Etwas klirrte. Und blitzschnell schoß es mir durch den Kopf: das sind die Werber, sie haben das Haus umstellt. Ich stand leise auf und spähte hinaus. Man konnte nichts erkennen, aber wieder klirrte ein Eisen oder eine Waffe. Ich schlüpfte in Hose und Pantoffeln, warf einen Blick auf die ruhig atmende Frau und den Buben, hob die Falltüre zum Keller, stieg zwei Treppen hinunter und zog dann die Türe behutsam hinter mir wieder zu. Auf Drängen der Großmutter hatte ich mir für alle Fälle neben dem Krautfaß wie ein Dach einen Gang gegraben, der unter der Erde zehn Schritte weit bis zur Stadtmauer führte. Ich kroch auf dem Bauch und hielt den Atem an, obgleich mich niemand hören konnte. Dann hob ich mit dem Kopf vorsichtig das schneebelzte Rasenstück und blickte mich um. Das Herz schlug mir bis zum Hals: rings um das Haus standen in ihre Mäntel gehüllt Soldaten und lauschten. Da hob einer seinen Gewehrkolben und schlug ins Tor. Zugleich drängten sie zu dem Eingang und den Fenstern, und diesen Augenblick benützte ich, schwang mich aus der Grube heraus, öffnete das Türchen der Mauer und rutschte die Böschung des Stadtgrabens hinunter. In den Pantoffeln, barhaupt und ohne Schutz gegen die Kälte irrte ich auf dem Felde umher, bis ich die Landstraße nach Fogarasch fand. Die weite Schneedecke ringsum erhellte ein wenig den Pfad; es war bitter kalt, aber in mir siedeten Kummer und Angst und Entsetzen. Was geschieht jetzt zu Hause? Werden sie ihre Wut an Frau und Kind auslassen? Ich hätte sie nicht opfern dürfen. Mit gesenktem Kopf schritt ich dahin, unbesorgt, ob mich jemand verfolge, nicht einen Blick warf ich zurück. So jah war der Wechsel, wie wenn ein Vogeljunges aus dem warmen Nest auf das

Pflaster fällt, jeden Augenblick gewärtig, daß ein schneller Fuß es vollends zertritt. Es war feige und unsinnig, mich davonzumachen, in den sicheren Tod zu laufen. In der klirrenden Kälte mußte ich bald versagen, außerdem wußte ich, daß die Wölfe in Winternächten bis in die Nähe der Stadt kamen. Trotzdem hob ich weder den Kopf noch ging ich rascher, die Tränen rollten mir über die Backen, und ich stolperte mit blinden Augen in dem Schlittenweg dahin. Gott wird euch schützen, ihr Armen, ihr Waislein, Gott wird euch schützen.

Aber bald fühlte ich den Frost mir durch Mark und Bein dringen und schritt unwillkürlich kräftiger aus. Ich versuchte auch zu laufen, um mich warm zu halten, ich schwang die Arme und kam in einen gleichmäßigen Trab. Auf der ungeheuren Schneefläche war kein Wesen, kein Baum, kein Strauch, nur Grenzsteine der Gemarkungen erhoben sich zuweilen aus dem Boden und versanken wieder hinter mir. Durch die Felder aber lief ein Klageton, der mir das Herz stoßen machte, als er zum ersten Male wie auf Windflügeln herankam und an mir vorüberzog. Es war, als ob der Schoß der Erde in Krämpfen stöhnte. In der Verzweiflung und Not wachsen dem Menschen Riesenkräfte. Nur so verstehe ich es, daß ich eine Tagereise für Wagen jetzt kaum bekleidet wie ein Schnellläufer im Trab zurücklegen wollte. Ich mußte Fogarasch erreichen, um genügend weit zu sein. Dort wohnte mir ein guter Freund, auf den ich bauen konnte.

Als es dämmerte, hob sich ein wenig mein Mut. Niemand setzte mir nach, ich schien gerettet; nur der Gedanke an die Meinen wollte mir immer wieder das Herz sprengen. Ein Dorf und einige einsame Höfe tauchten auf, ich umging sie in weitem Bogen: Fogarasch! hämmerte es in meinem Kopf, Fogarasch, Fogarasch mußte erreicht werden. Wie ein Schwimmer, der das rettende Land noch nicht sieht, aber die Richtung kennt, keuchte ich weiter.

Ich hatte etwa ein Drittel des Weges zurückgelegt, da brach ich zusammen. Wie ein Sack fiel ich plötzlich vor einen Feldstein hin, das Stechen in den Seiten war unerträglich geworden, die Arme hingen

mir wie zwei Eisstücke herab. Weiter ging es nicht. Ich kroch auf den glitzernden Stein und fühlte: von hier wirst du dich nicht mehr erheben. Es ist gut, hier ewig sitzenzubleiben. Die Schreden verloren sich, eine wohlige Behaglichkeit überkam mich, als ob ich Likör getrunken hätte, das Städtchen Fogarasch rückte weiter und immer weiter, schlaftrunken nickte ich tiefer und tiefer mit dem Kopf. Plötzlich tauchten auf der Landstraße zwei Reiter auf und hinter ihnen polterte ein Leiterwagen, auf dem, wie ich bald sehen sollte, ein Duzend armer Teufel saß, einige in Uniformstücken, andere noch in ihren Werktagskleidern, alle gefes-



Ich hatte etwa ein Drittel des Weges zurückgelegt, da brach ich zusammen.

selt an Händen und Füßen. Wie Kälber und Lämmer, die auf dem Wagen zum Schlachthaus gefahren werden, glockten sie stumpfsinnig vor sich hin. Keiner hob den Kopf, als der erste Reiter vor mir hielt und „Halt!“ kommandierte. „Hier ist ein Kerl, den können wir noch mitnehmen.“ Der Kutscher sprang vom Bod. „Schmeiß ihn hinein!“, schrie wieder der Anführer. Da wurde ich munter. Daß ich jetzt noch in die Grube fallen sollte, wo ich schon allen Qualen entronnen wie auf Flaumfedern zu schweben schien, wirbelte mir so jäh durch den Kopf, daß ich in Mut und Verzweiflung mit verzerrtem Gesicht zu lachen begann. Der Fuhrmann stutzte und sah mich prüfend an: „Was fehlt dir?“ — „Cholera...“, stieß er heiser hervor. Er

sprang zurück auf den Wagen, und Reiter und Gefährt donnerten davon. Mein ver-
eistes Haar, die violetten Flecke im Gesicht
und auf den Händen, die dünne Kleidung,
die stieren Augen machten es glaubhaft,
daß ich einem Epidemiespital entsprungen
war. Ich dankte Gott, denn jetzt wußte ich,
die Unglücklichen waren in der Fogarascher
Gegend gefangen worden, her kehrten die
Blauen so bald nicht wieder zurück. Ich
setzte mich wieder in Bewegung, schlug mir
mit den Händen auf die Brust und den
Hintern, und begann auch einen kleinen
Trab. Ohne Scheu ging ich in dem näch-
sten Dorf in den ersten Hof hinein und fand
die Bäuerin beim Melken. Aus Erbarmen
gab sie mir etwas Milch und ließ mich in
dem warmen Stall aufstauen. „Schweig
still“, sagte sie, „ich seh’, du bist ihnen ent-
wischt. Du mußt um das Dorf herum, sonst
zeigt man dich an.“

Ich habe Fogarasch erreicht und nicht
einmal einen Schnupfen davongetragen.
Von rückwärts aus dem Garten drang ich
in das Haus des Riemermeisters Thoß
ein und erschreckte nicht wenig seine Frau,
die mit dem Rücken gegen die Tür in der
Küche wirtschaftete. Sie rieben mich mit
Schnee, gaben mir heißen Tee und brach-
ten mich auf den Dachboden zu Bett. Da
sie, so wie wir, ohne Gefellen und Lehrling
arbeiteten, konnten sie mich wochenlang
versteckt halten. Schon am nächsten Mor-
gen konnte ich die Glieder wieder bewegen,
und Thoß versprach mir, in einigen Ta-
gen nach Kronstadt zu fahren und Erkun-
digungen einzuziehen. Inzwischen stellte
er mich in seiner Werkstatt ein, und nach
einigen Wochen durfte ich es wagen, mich
als sein Verwandter auch im Dorfe zu
zeigen. Die Gefahr war vorüber, man
fragte nicht viel nach Woher und Wieso,
denn neue Aufregungen kamen und schüt-
telten die Leute durcheinander, daß jeder
an seinem eigenen Stachel genug zu lecken
hatte.

Jetzt aber, Alte, erzähl, wie es euch er-
gangen ist.

Die Großmutter erzählte:

Du lieber, lieber Gott, wenn ich euch
hier in der warmen Stube sitzen seh’, gut
genährt und gekleidet und sicher vor jedem

Donnerschlag, dann ist mir, als sei es ein
grausamer Fiebertraum gewesen, der uns
jahrelang das Leben verwirrt hat. Wie
sollte ich die Schreckensnacht vergessen
haben? Jedes Wort kann ich heute noch
wiederholen und einen Eid drauf ablegen.

Wie ein Hammer, der ein Leben zer-
schlägt, so dröhnt auch heute noch der Ge-
wehrkolben in meinem Hirn. Wie viele
Wochen hatte ich gebangt und es still ge-
tragen, um den Großvater nicht zu äng-
stigen. Jetzt weckte man uns wie bei dem
Jüngsten Gericht, und wilde Gesichter um-
standen unser Bett. Mit einem Blick ersah
ich, daß der Großvater verschwunden war,
und sogleich wuchs mir der Mut. Er ist
weg, gelobt sei der Himmel! Jetzt galt es
bloß, sie aufzuhalten.

Ich sprang auf und warf ein Tuch um.
„Wo ist dein Mann?“, schrie der An-
führer. „Er ist konfribiert!“

„Ruhig, ruhig“, sagte ich, „ihr habt mir
das Kind schon aufgeweckt. Mein Mann
wird erst gegen Morgen nach Hause
kommen.“

„Wo ist er?“

„Bei dem Stadtarzt Hirscher. Geburts-
tagsfeier, er hilft beim Auftragen. So laßt
ihn doch seine paar Kreuzer verdienen.“

„Du lügst! In der Stadt ist alles dunkel
und still. Du, ich dreh’ dir den Hals
um —“, zugleich streckte er seine Faust
aus.

Ich trat zurück und riß den Buben an
mich, der jämmerlich zu weinen begann.
„Wenn ihr es nicht glauben wollt, könnt
ihr euch leicht überzeugen. Die Hirscher’s
wohnen auf dem Marktplatz, gegenüber
dem Rathaus.“

„Bestie, du lügst!“, donnerte er wieder.
„Der Rat Gräf müßte etwas davon
wissen.“

Als ich diesen Namen hörte, fing ich an
zu zittern, und die Tränen stürzten mir aus
den Augen.

Der Polack fraß mich mit seinen Blicden.
Er sah auf meine entblößte Brust und den
nackten Arm, die häßliche Narbe auf seiner
Wange zuckte hin und her. „Rechts um!“,
befahl er seinen Leuten. „Durchsucht das
Haus und dann Lauffschritt zum Markt-
platz. Ich warte hier.“

Im Nu rissen die Kerle Kasten und Schubläden auf, deckten den Ofen ab, guckten unter die Betten, zerschlugen das Geschirr in der Küche, krochen auf den Dachboden. Doch in dem Getümmel bemerkte keiner die Kellertüre, auf der wir einen Teppich befestigt hatten, um sie zu verdecken. Dann stürzten sie hinaus.

Ich war auf den Bettrand gesunken, der Bub hatte sich zitternd unter die Decke verkrochen. Jetzt zog sich der Betsár einen Stuhl heran und setzte sich wartend mir gegenüber. Er sah mich wieder schwer atmend an. „Teremtette!“, entfuhr es ihm, und er wirbelte seinen Schnurrbart. Ich sah ihm offen in die Augen und zählte die Minuten. Endlose Minuten. Bald mußte die Horde zurück sein. Wo war mein Mann? Was wollte das Tier, dessen Augen an mir herumkiefen?

„Schöne Frau“, sagte er, und seine Stimme zischte wie aus einem Pfeifenrohr, „deinen Mann werden wir mitnehmen müssen. Aber ich könnte ihn später entlassen lassen, wenn du —.“ Er schluckte.

„Gott der Herr wird ihn schützen“, fiel ich ein. „Wir haben auch unter den Ratsherren Fürsprecher.“

„Dein Mann ist verloren“, erwiderte er kalt. „Als wir die Listen aufstellten, setzte ihn der Graf an die Spitze. Kein Ratsherr sagte dagegen ein Wörtchen. Schöne Frau, es wäre schade, wenn seine Knochen in Venetien bleichten.“

„Was willst du?“, stieß ich zerschmettert hervor und rang die Hände.

„Dich will ich!“, und schon hatte er mich ergriffen.

Ich gab ihm einen Stoß in die Brust, daß er nach rückwärts fiel und beschämt und fluchend sich wieder aufrichtete. „Sieh da, die Schustersfrau! Teremtette!“

Er ging auf und ab.

„Wir werden ihn erwischen, das sag’ ich dir, und wenn er sich in die Erde verkrochen hätte. Und diesen Stoß werde ich ihm heimzahlen. Spießruten laufen — kennst du das? Dann erst kommt er nach Italien. Ade, Heimat! Dich siehst er nie wieder!“

„Herr Wachtmeister“, begann ich zu bitten. „Ihr habt doch ein Herz, eine

Mutter. Herr Wachtmeister, gebt ihn mir frei.“

„Ha“, lachte er, „ein Herz hab’ ich wohl, und das will bei dir ruhen.“

In meiner Verzweiflung griff ich ein Stück Holz auf, das neben dem Ofen lag, und er wich zurück. „Das schlägt Euch aus dem Kopf“, sagte ich kurz und drohend, und er merkte jetzt, daß ich zu allem entschlossen war.

„Warte, Bestie, warte . . .“, murmelte er, und plötzlich begann er die Möbel zu rücken, er lief in die Küche und starrte zum Dachboden hinauf. „Wo ist der Keller?“



Der Polack fraß mich mit seinen Blicken.

schrie er. „Ah . . .!“ Er hatte die Falltüre entdeckt, das Tuch war unter den Tritten der Kerle beiseitegerückt. Er bückte sich und hob das Brett empor.

„Ah . . . ah . . .“, wiederholte er mit funkelnden Augen und blickte zu mir herüber, die wie eine ertappte Verbrecherin mit gesenktem Kopf näher getreten war. Seine Narbe schwoll an, als ob ihm eine Kröte im Gesicht sitze, ging da ein Muskel auf und nieder.

„Hier hat der Fuchs seinen Bau? Vielleicht hockt er da unten und klappert; vielleicht ist er auch ausgebrochen, der Tölpel, und stapft im Schnee umher. Dann wollen wir zwei Reiter mit Fadeln ausschicken. Die Spur haben wir, schöne Frau.“

Wieder rannen mir die Tränen, denn jetzt war alles verloren. Ob der Großvater in Todesangst noch dort unten saß oder ob er das Weite gesucht hatte, sie mußten ihn bald entdecken. „So erbarm dich doch, du

Harter, nimm dir, was du willst, Kleider und Geld, nimm alles und geh in Frieden, ich will deiner gedenken in jedem Morgen- und Abendgebet." Ich ließ das Holz fallen und berührte seine Hand. Er sah mich an wie toll und streichelte meine Arme. Ich ließ es geschehen und sprach wieder auf ihn ein. "Nimm, nimm, wir haben Erspartes unter dem Strohsack . . ." Da umschlang er mich brünstig und suchte mich zum Bett zu zerrn. Ich war, wie der Großvater sagt, nicht ohne Kraft und war es gewohnt, die schweren Rinderhäute vom Wagen zu heben. Als ich jetzt fühlte, daß alles verloren sei, verdunkelten sich mir die Augen, ich mußte etwas zerbrechen, wenn mir nicht das Herz brechen sollte: ich biß ihn in die Kehle, riß seine Arme auseinander, daß die Knochen knackten, umschlang ihn und warf ihn mit dem Kopf voran die Treppen hinunter in den dunkeln Keller. Dort blieb er liegen und gab keinen Laut von sich.

Ich schloß die Türe, breitete den Teppich darüber und setzte mich auf einen Stuhl. Alle Kraft war aus mir geronnen, alle Hoffnung, aller Glaube, jetzt gab es keine Rettung mehr. Das Bübchen war eingeschlafen, die Uhr tickte, mir war, als ob Tage vergangen wären. So fanden mich die Soldaten, als sie fluchend zurückkehrten.

"Wo ist der Wachtmeister?"

"Er ist euch entgegengegangen, es dauerte ihm zu lange."

Ohne weiter zu fragen, führten sie mich unter Kolbenstößen auf die Wache zum Verhör. Den Buben nahm ich mit. Auf dem Wege durch die noch dunkle Stadt sah ich, daß es wieder schneite. Das war meine letzte Freude für lange Zeit.

Am nächsten Morgen kam ich vor den Profosen. Ohne Umschweife gab ich alles zu Papier, wie es sich ereignet hatte und schwur auf das Kreuzifix, daß ich nicht wüßte, wo mein Mann sei. Der Stodmeister, ein dürres Männchen mit roter Perücke, kicherte vor Aufregung und schlug die Hände zusammen: "Ist das auch alles wahr? Doch leichtfertig wirst du dir ja den Strick nicht an den Hals reden. Wollen sehn, wollen gleich sehn." Er schickte seinen Gehilfen in die Wohnung und bald stürzte der wieder herein wie ein Verfolgter:

"Der Wachtmeister liegt im Keller mit gebrochenem Genid."

"Hüha", schnauzte der Profos, "ich dachte, du redest irre. Jetzt wird es brenzlich, Frauchen, ganz brenzlich. Wollen sehn, wollen gleich sehn." Er rannte davon, und ich wurde wieder abgeführt. Ich bat um etwas Milch für das Kind. Auf einem Haufen verfaulten Stroh's, mitten in Unrat und Gestank trank so mein Ältester die erste Gefangenenmilch. Ich war so abgestumpft und erschöpft, daß ich wie ein Stein auf meinem Sitz verharrte und nicht aufsaß, auch als die Zelle sich noch wiederholt öffnete und Leute kamen und gingen, die mir Wasser und Brot zuschoben.

Am zweiten Tage gab es Säbelfirren auf dem Steinpflaster, eine strenge und doch väterliche Stimme schreckte mich aus meiner Starrheit. Der Stadtkommandant verlas mir das Urteil: "Frau, du hast dich schwer vergangen, nach Kriegsrecht dein Leben verwirkt. Doch wir glauben deiner Aussage, daß du aus Notwehr gehandelt, sintemalen die Narbe des Wachtmeisters auch von dem Biß eines Frauenzimmers herrührt. So gibt dir das Gericht aus besonderer Gnade zehn Jahre Zuchthaus. Das Kind kannst du behalten, da es noch der Mutter bedarf, oder wir stecken es ins Waisenhaus." Ich bat, es behalten zu dürfen, und erbat mir des weiteren, die Schustererei im Zuchthaus betreiben zu dürfen. Das wurde mir gewährt, und auf Anordnung des gütigen Kommandanten durfte ich ein Stübchen beziehen mit Aussicht auf den Birnbaum inmitten des Hofes. Wenn die Sonne schien, öffneten wir die Türe und lauschten dem Vogelpaar, das selbst zwischen diesen düsteren Mauern sein Nest gebaut hatte.

Von meinem Mann bekam ich lange keine Nachricht. Ich nahm das für ein gutes Zeichen, denn seinen Tod hätte man selbst der Zuchthäuslerin nicht vorenthalten. Ein Fuhrmann, der einmal in der Fruchtkammer Kornsäcke ablud, steckte mir dann zwei Säße zu: Er war in Fogarasch, war gesund und arbeitete bei dem Riemermeister Thoisß. Ach, Kinder, da flossen die Dankstränen, ich mußte mich in meinem Stübchen zusammenkauern und laut aufheulen

vor Dankbarkeit und Freude. Die Stiefel und Stiefelchen, die ich jetzt zuschnitt, gerieten aus lauter Freude so sauber und angenehm zu sehn, daß bald alle Herrschaften der Stadt von mir bedient sein wollten. Als dann meine schwere Stunde kam, erschien der Stadtmedikus selbst, um nach mir zu sehen. Im Zuchthaus ist mein Zweiter geboren worden. Doch er soll sich dessen nicht schämen, denn was seine Mutter tat, tut jede echte deutsche Mutter, um Familie und Namen rein zu erhalten. Glaubt mir, ich täte es auch heute wieder! Zehn Jahre sind eine lange Zeit, und in

Gefängnißmauern zählen sie wie zwanzig. Doch am Ende des dritten Jahres, als wieder Frieden und menschlichere Zeiten zurückgekehrt waren, setzte es mein Wohltäter durch, daß mir zur Belohnung für mustergültiges Verhalten die Strafe auf die Hälfte herabgesetzt wurde. Und abermals nach einigen Wochen, als unser glorreicher Kaiser Ferdinand den Thron bestieg, erließ er mit einem Generalpardon auch mir die restlichen zwei Jahre. So öffnete sich das Thor des Zuchthauses, und ich fiel in die Arme meines Mannes, der den Strafnachlaß auch erhalten hatte.

Reichszeugen im Eliaß

Von Sepp Schirpf

Bei Tag und Nacht sind wir durch dies wundersame, gesegnete Land marschirt und gefahren. Soldaten mit dem untrüglichen und unerbittlichen Blick für das Wirkliche. Einsam reckten sich die Vogesen aus stahlgrauen Wetterwänden, während über der Ebene verheißungsvoll das Gold des Spätsommers leuchtete. In dieser herben, einsamen und schönen Stille gab das Land Zeugnis. Nicht von sich, sondern vom Reiche, dem es eingewachsen von Anbeginn in der ganzen Fülle seines Segens, seiner Kraft, und im hellsten Bewußtsein seiner Sendung.

So redet noch die kriegsverwilderte Scholle von deutschem Bauernfleisch, der ins Tiefe und Ewige will. Es knirschen die Felsen von deutschem Wächtertrutz, von deutscher Wächertreue. Aber auch die behauenen Steine werfen die Dumpsheit des Vergessens ab, künden von der Reichsherrlichkeit der alten staufischen Kaiserpfalzen, der ritterlichen Festen, der stolzen Städte und Flecken. Die kernigen Fachwerkgiebel der Dörfer und Höfe lachen es sonnig her, das Reich, wie ewige Gegenwart aus Blut und Erde. Die Brunnen rauschen davon im hellen spöttischen Übermut ihres Barock. Ja, die Idyll gewordenen, versteckten Hofwinkel der Bürgerhäuser in Straßburg, Schlettstadt, Kolmar, Thann, Reichenweier, Rappolts-

weiler und anderswo raunen noch von der alten Reichsherrlichkeit in lebendigstem Erinnern an stolze Männer und regsame Frauen, die das Reich im Herzen trugen; im giebigen Werk ihres Lebens. Aus allen Chroniken weht es her. Aus alten Foltanten brechen die unsterblichen Bekenntnisse voller Herzenstiefe, Willenshärte und Glaubenskraft.

„Nun tapffere Deutschen,
adelich von gemüt und geplüte,
nur Eurer Herrlichkeit
ist dieses hie zubereyt.“

Wie oft mußte ich dies funkelnde Wort Fischarts den Kameraden sagen und aufschreiben.

Wir fuhren durch Kolmar, sahen das Kloster des Isenheimer Altars, auch das Haus Martin Schongauers. Zwar war der Isenheimer Altar Meister Grünwalds noch verschleppt, wie so manches Reichsgut und Reichszeugnis verschleppt wurde durch die Jahrhunderte. Solcher Raub galt aber in erster Linie nicht dem Kunstwert, sondern der Tatsache, die Deutschen ihrer stolzeften Zeugen für die Kraft und ewige Macht des Reiches zu berauben. Wie lächerlich!

Wo auch das Werk des großen Meisters verborgen sein mochte — aus seiner glühenden Farbgewalt, den heißen Gesichtern, sprach doch das Reich, wie es auch

sich ausagte, in den machtvolleren Bildern Martin Schongauers.

Wohin das Auge traf, kam ihm Zeugenschaft deutscher Reichsherrlichkeit entgegen. In Bild, Möbel und Tracht. In Feld- und Marktsteinen. In der reichen, symbolstarken Heraldik, auf die man Schritt um Schritt stieß. Der Staufer Löwe hebt seine Pranken, die Kraft der deutschen Sendung zu weisen; der Reichsadler seine Schwingen, das Reich zu bergen und emporzutragen in die starke und weite Freiheit. Volkswaffen aller Art künden von Wehrwillen und erbittertem Kampf um Grenze und Reich. Querbalken ziehen wie Ströme von Blut durch die Wappensfelder. Das Straßburgs ist weiß. Wille, rein zu bleiben über allem Schicksal, rein dem Reich.

Und im Straßburg französischer Herrschaft ist einem jungen deutschen Studenten das Reich bewußt geworden als — Sendung! In heißen Ritten zwischen Straßburg und Sessenheim wurde ihm das Blut wach und hellhörig; witterte es Schicksal in der Liebe zur Tochter des Landes und im Schicksal Ausbruch zum Werk, das in Schau und Gestalt wiederum nichts anderes sein würde als das ewige Reich der Deutschen. Goethe auch war es, der die einmalige Schöpfergewalt, den ewigen Reichswillen des bauenden Volkes im Straßburger Münster erkannte und bekannte angesichts einer Welt, die nur noch darauf hinausging, dieses Reich zu erniedrigen und zu schleifen.

Mochte man auch Jahrzehnte später Land und Volk um dies Münster, gegen den Willen reichstreuer Männer wie Stein, Arndt, Goerres und Gneisenau, aus rein kabinettspolitischen Gründen dem soeben mit reichsgläubiger Volkskraft

niedergeworfenen Frankreich verschachern — das helle goethische Bekenntnis zum Münster als dem gewaltigsten und schönsten Zeugnis des germanischen Reiches am Oberrhein verstummte und verblasste nie mehr.

Selbst als der Führer um des Friedens willen den Verzicht auf Elsaß-Lothringen aussprach, verwies er im gleichen Atemzuge auf die ewige Zeugenschaft des Münsters zu Deutschland, zum Reich.

Die Soldaten, die in unvergleichlichem Ansturm die unbezwinglich erklärte Maginotlinie durchbrachen, das Elsaß dem Gegner entrißen, trugen in ihrem Herzen nichts — als das Reich. Sie wußten, wie vielleicht kaum deutsche Soldaten vor ihnen, daß ihr Einsatz, ihr Opfer, ihr vergossenes Blut, ihr Sterben — Lebensquell eines mächtigen, starken und freien Reiches sein würden. So sind auch die alten und neuen Soldatengräber in diesem vom Schicksal schwer heimgesuchten Land eindringliche und bedenkliche Zeugen des Reiches. Ihre schlichten, behelmten Kreuze sagen es aus:

„Ueber alle geschichtliche Gewordenheit, über alles Schicksal, über liebgewordene Tradition, über Stämme und Länder hinweg, spannt sich das mächtige Gewölbe des Reiches als letzter und höchster Inbegriff deutschen Lebens überhaupt.

Alle Entfaltung völkischen Willens, völkischer Kraft und Leistung gipfelt in der endlichen Erfüllung des Reiches und seines ewigen Bestandes!“

Standgehalten haben über fremder Not und Gewalt die stummen Zeugen des Reiches als Mahnung und Trost — nun sind sie Fanfaren geworden, Fanfaren der Erfüllung — für das Elsaß: Ruf zu endgültiger Heimkehr ins Reich!

Gerade der völkisch Eingestellte hätte die heiligste Verpflichtung, jeder in seiner eigenen Konfession dafür zu sorgen, daß man nicht nur immer äußerlich von Gottes Willen redet, sondern tatsächlich Gottes Willen erfülle und Gottes Werk nicht schänden lasse. *Adolf Hitler, „Mein Kampf“, S. 630*

Des Hinkenden Standrede über die Grundlage der deutschen Währung



Eine andere Versammlung von Zuhörern war es, die den Hinkenden an einem von sonnenvergoldetem Dunst erfüllten Sonntage im Gasthaus „Zum Goldenen Löwen“ erwartete, eine andere Versammlung als in den letzten Jahren, wenngleich der Hinkende die altbekannten Gesichter sah und nur wenige von jenen vermißte, die er von früheren Besuchen im Gedächtnis behalten hatte. — Fast hatte der Hinkende diesen Wandel seiner Zuhörerschaft erwartet, denn gar vielerlei hatte sich in dem vergangenen Jahre zugegetragen und man war daran gewöhnt, daß alles, was einem gestern neu erschienen war, heute schon, wenn man es weiter erzählte, als alt verschrien wurde. Nichts schien mehr beständig in solcher Zeit; was früher als dauernder Wert gegolten hatte, wollte jetzt soviel wie nichts sein. Kein Wunder auch, wenn man bedachte, daß ein Krieg die deutschen Soldaten in fast alle europäischen Länder gebracht hatte und daß man von Sieg zu Sieg voranschritt, daß das deutsche Reich wuchs und mächtiger wurde, und daß die Geburtsstunde eines neuen Europa geschlagen hatte. Diese Gefühle waren es denn auch, die heute in der Wirtsstube und im Nebenzimmer, den im kühlen Herbst schon leicht geheizten Räumen, herrschte und mithalfen, den Qualm der Defen und der Raucher

durcheinanderzuwirbeln. Das Tempo der Zeit war auch hier im Dorfe mehr als sonst zu spüren gewesen und zeigte sich bei den Wartenden in einer lebhaften Ungeduld und in einem Durcheinanderreden über tausenderlei Dinge, die alle bewegten. Soviel sich in dem vergangenen Jahr auch ereignet hatte, so erschien es doch der stattlichen Zuhörerschaft so, als sei zwischen dem letzten Besuch des Hinkenden und dem heutigen kaum mehr als ein Monat verflossen, so sehr hatten die Ereignisse und die Anforderungen des vergangenen Jahres auch jeden Einzelnen mit seiner ganzen Kraft und seinem ganzen Eifer in Anspruch genommen; wer dachte da noch an ein ganzes Jahr, wer hatte da noch Zeit zur Langeweile oder dazu, um auch nur einen Augenblick über gestern oder vorgestern nachzudenken!

Nicht nur als Soldaten, nein auch als Arbeiter waren, wie nun der Hinkende Bote erfuhr, die Fehlenden in die große deutsche Schlacht einberufen worden; außer den wenigen, die Zeit und Wege gefunden hatten, heute doch dabei zu sein, waren sie deshalb nicht in den beiden Räumen des „Goldenen Löwen“ zu sehen. Raum hatte der Hinkende vom Löwenwirt den altgewohnten Becher als Willkommen entgegengenommen, da wurde er auch schon mit mancherlei Fragen bestürmt. Er werde auf alles schon die richtige Antwort wissen, meinte er und schmunzelte im Gedanken an die bevorstehende Standrede, weil er das Empfinden hatte, darin viele Fragen wenigstens in ihren Grundzügen beantworten zu können. Ueber die Grundlage der deutschen Währung wolle er sprechen, sagte er schließlich, ein Thema, das in der stürmischen wirtschaftlichen Entwicklung des vergangenen Jahres besonders wichtig geworden sei und das doch schon deshalb alle angehe, weil jeder wissen wolle, ob seine Arbeit beständigen Lohn

erhalte und ob seiner Hände Wert gleicherweise ihm wie allen zu bleibendem Werte diene.

Das begriffen denn auch die Zuhörer sehr schnell, so daß augenblicklich eine aufnahmebereite Stille sich ausbreitete und der Sinkende ohne Umschweife das Wort ergreifen mußte:

„Das ist ein vielgebrauchtes und eigentlich doch recht unbekanntes Wort, das Wort Währung, das ich in den Mittelpunkt meines Themas gestellt habe. Wir alle haben schon von Goldwährung, Papierwährung, von ausländischen und fremden Währungen gehört und denken uns dabei immer das Geld. So einfach ist die Sache nicht, wenn gleich die Währung tatsächlich mit dem Gelde zu tun hat, weil sie wie die Staatsverfassung für einen Staat die Geldverfassung ist. Wer mit der Währung sein Unwesen treibt, und jeder kann das im liberalistischen Staat zu seinem Teile tun, der greift damit an die Grundlagen des Geldes. Das geht in unserem Deutschen Reich nicht mehr. Aber draußen bei den Engländern und ihren plutokratischen Freunden, da treibt es nicht nur der Einzelne so, da treibt der Staat selbst sein Spiel mit dem Geld und mit der Währung zu Gunsten von wenigen Reichen und zum Schaden aller, die sich so nasführen lassen. Uns aber ist das Wort Währung schon eine Verpflichtung, begegnet es uns doch in anderer Zusammensetzung und in anderem Gewande recht häufig und nur in bester Gesellschaft. Ein Sprichwort sagt: „Was lange währt, wird endlich gut!“ und meint dann mit diesem „währt“ die Dauer. Ein jeder achtet und rühmt die Wahrheit, die auch in dem Wort Währung erscheint, und kommt sich wunder wie vor, wenn er etwas gewähren kann. Wir nehmen etwas in Gewahrsam und bieten Schutz und Sicherheit, wenn wir etwas gewährleisten, und jeder sollte sich heute mehr denn je bewähren. Fürwahr, das sind viele Seiten, die uns hier mit dem Bewähren und dem Gewährleisten, mit dem Gewahrsam und dem Gewähren, mit der Wahrheit und dem lange Währen be-

gegenen. Es sind genau so viele Seiten, als dieses Wörtchen Währung hat. Eine Währung soll in der Wirtschaft das Bleibende sein, sie soll zugleich der Wahrheit entsprechen, zu der wir Vertrauen besitzen, sie soll uns etwas gewähren, was wir ohne sie nicht besitzen, nämlich die praktische und beständige Möglichkeit, unser Eigentum an allerlei Gütern nach ihr zu bemessen, durch sie in handlichen, für jedermann gleich hohen Wert umzuwandeln und so in Erwerb und Veräußerung damit zu mehren, umzutauschen oder sonst zu ändern; sie soll unser Vermögen gewissermaßen in Gewahrsam nehmen, indem sie uns die Mittel in die Hand gibt, alles, was wir brauchen, zu bezahlen. Sie soll außerdem den unveränderten Wert des Geldes als Zahlungsmittel gewährleisten, kurz, sie soll sich in jedem wirtschaftlichen Vorgang bewähren. Damit habe ich vieles und eigentlich schon alles gesagt. Aber wer beareift es oder hat es bisher begriffen?! Eigentlich nur der, der sich darüber klar geworden ist, daß die Währung weit mehr als nur Geld bedeutet.

Doch auch das Geld ist ja bei weitem nicht so sehr vom echten und guten Instrument in der Hand des Bauern, des Kaufmanns, des Handwerkers und wie sie alle heißen, entfernt, wenn es nur richtig in seinem Sinn und seinem Wert erkannt wird. Wer meint, daß das Geld an sich ein Wert sei, und vollends noch meint, Geld und Geldzeichen seien ein- und dasselbe, der kennt nicht die innere Bedeutung des Geldes, die aus der Entstehung klar zu ersehen ist. Diese Entstehung des Geldes will ich ganz kurz in einem Beispiel zeigen.

Wenn es hier im Dorfe kein Geld gäbe, aber alle zu essen, zu trinken und etwas anzuziehen haben möchten, dann ginge dies etwa so vor sich, daß z. B. der Bäcker beim Schreiner einen Tisch mit vier Stühlen bestellte und verspräche, daß er dafür, sagen wir, 100 Laibe Brot gäbe. Der Schreiner wieder brauchte ein Paar Schuhe und würde dem Schuster sagen, du bekommst von mir dafür, sagen wir, 20

Laibe Brot. Da wäre denn das Brot schon zum Geld geworden. Doch wäre es recht umständlich und unzweckmäßig, wenn etwa der Bäcker mit 100 Brotlaiben zum Schreiner kommen müßte und der Schreiner etwa 20 Brotlaibe seinem Schuster brächte, ganz abgesehen davon, daß der Schuster die 20 Brotlaibe ebenso wenig im Augenblick gebrauchen könnte, wie der Schreiner die ihm noch verbleibenden 60. Was macht der Bäcker? Er gibt dem Schreiner, sagen wir, 10 verschiedene Zettel, auf die er „gut für 10 Brotlaibe“ schreibt und die also den Schreiner berechtigen, beim Bäcker 10 mal 10 Laibe Brot zu holen. Der Schreiner gibt von den Zetteln 2 dem Schuster, und der Schuster kann, vorausgesetzt, daß der Bäcker damit einverstanden ist, mit seinen Zetteln wieder zum Metzger gehen, um schließlich für einen davon Fleisch und Wurst zu kaufen, und so fort. Die Scheine, die der Bäcker ausgestellt hat, sind damit zwischen allen, die an dem Umlauf der Zettel beteiligt sind, die für sie gültige Währung geworden, die man als Brotwährung bezeichnen müßte. Das Brot ist Geldeinheit und Geld, die Zettel sind die Geldzeichen. Bestimmt hat dieses Geld einen Wert, nämlich den Wert von 100 Laiben Brot als die Grundlage dieser gesamten Währung. Nun kann ich statt Brot als Währungsgrundlage auch alles andere nehmen, wenn nur von vornherein feststeht, welchen Wert eben diese Währungsgrundlage hat und welche Geldeinheiten bestehen sollen. Geld ist dabei nur, was als Zahlungsmittel Gültigkeit besitzt, kommt doch das Wort Geld von gelten oder gültig sein. Das allgemeingültige Tauschmittel für alle Güter, das Geld, reicht, wie die deutsche Geschichte lehrt, nur soweit, als die Macht desjenigen geht, der die Allgemeingültigkeit festgesetzt hat. Und es ist noch gar nicht so lange her, da gab es in unserem deutschen Vaterland unzählige Münz- und Geldsorten, die oft den gleichen Namen trugen, aber nur in kleinen Staaten und Städtchen, ja sogar nur in Städten und Städtchen galten, je nachdem, wer gerade in diesen Staaten

oder Städten Machthaber war. Wer damals durch die deutschen Lande reiste, mußte immer und immer wieder zum Wechsel gehen, um sein Geld in die an seinem jetzigen Aufenthalt gültige Sorte umzutauschen. Und noch früher, da hatte der Kaufmann eine Gold- und Geldwaage, auf der er das Gewicht von Gold oder Silber als Zahlung und damit als Geldwert für sich auswoog oder gar das geprägte Geld auf sein Gewicht prüfte. Nun, da bin ich schon beim Gold und bei der Goldwährung angelangt. Von allen Gütern erschienen Gold und Silber als die wertbeständigsten und zugleich handlichsten, weil sie bei hohem Werte nur wenig Raum einnahmen. Gold wurde deshalb Geld und Geld wurde Gold.

Das Gold kann man nicht nur für das Geld, sondern damit auch natürlich für eine ganze Währung als Grundlage nehmen. Das haben im Anfang des vorigen Jahrhunderts auch viele Staaten gethan, und sie haben dabei nur soviel Geldzeichen hergestellt und in Verkehr gebracht, als sie tatsächlich Gold besaßen, so daß, auch wenn man einen Geldschein bekam, dahinter doch soviel Gold stand, als er angab, wie Brotlaibe hinter dem Zettel in meinem Beispiel. Geld war Gold und Gold war Geld. Daraus ist die Goldwährung geworden, wobei natürlich die Verhältnisse nicht ganz so einfach lagen, wie sie in meinem Beispiel und meinen Worten erscheinen, sondern durch die vielen Möglichkeiten der Wirtschaft in einem Staate und, was für die Goldwährung noch viel wichtiger ist, der Wirtschaftseinheiten verschiedener Staaten wesentlich verwickelter sind. Die Goldwährung beruht nämlich darauf, daß das Gold nicht nur bei uns in Deutschland, sondern in allen denjenigen Staaten einen hohen und auf lange Sicht gleichbleibenden Wert besaß, mit denen Deutschland in Wirtschaftsbeziehungen stand, an die es eigene Güter verkauft und bei denen es fremde Güter eingekauft hat. Diese Staaten haben ihre Währung in ein bestimmtes Wertverhältnis zum Golde gebracht und ihren Geldzeichen so Goldwerteinheiten

aufgedruckt oder aufgeprägt. An die Stelle des Brotes in meinem Beispiel trat das Gold, an die Stelle der Zettel traten Banknoten über hundertmal so viel Gold, für das man als Geldeinheit die Mark nahm. So haben Deutschland aus 1 kg Gold 2780 Mark geprägt und andere Länder, z. B. die Schweiz oder Frankreich, aus 1 kg Gold 3444 Franken. Deshalb ist die

Mark mehr wert als der Franken, weil Deutschland für die einzelne Mark mehr Gold genommen hat als z. B. die Schweizer oder die Franzosen für ihre Franken es taten. Ein Franken war immer nur 81 Pfg. Weil nun das Gold auf diese Weise die

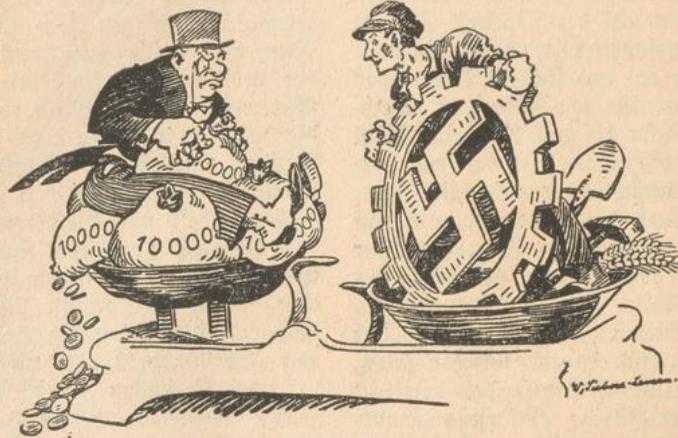
Grundlage der Währung bildete, ohne daß die anderen Güter des Volkes mit herangezogen wurden, gewann die Währung eine Selbständigkeit gegenüber diesen anderen Gütern, einen eigenen Wert, der von diesen anderen Gütern völlig unabhängig war. Und Geld und Geldzeichen machten diese Entwicklung mit. Nun ist es freilich richtig, daß man mit einem Wechsel oder mit einem Scheck auch eine Art Geld machen konnte. Aber dieses Geld war nicht wie das richtige Geld allgemein gültig, und außerdem mußte hinter diesem Wechsel oder diesem Scheck über kurz oder lang allgemeingültiges staatliches Geld als Deckung stehen. Und ähnlich sieht es auch bei den Geschäften aus, die die Staaten untereinander abzuschließen hatten. Wenn auch die Bezahlung in Gold von einem Staat an den anderen in Wirklichkeit gering war, weil die Staaten auch weiterhin eigene Güter gegen fremde Güter tauschten und nur die Unterschiedsbeträge in Gold gaben, fand

sich doch die Möglichkeit, daß die einen Staaten das Gold in ihren Kassenschränken aufhäuferten und andere Staaten es mehr und mehr aus ihren Kassenschränken verschwinden sahen. Die Staaten, die so ihr Geld verloren haben, brauchten aber für ihre Bedürfnisse so viel Geld wie zuvor; dieses Geld hatte plötzlich nicht mehr den vollen Goldwert, während das der

anderen Staaten, die das Gold anhäuferten und doch kaum mehr Gold brauchten als zuvor, wertvoller wurde. Und nun hat es sich gezeigt, daß man im Zeitalter der Goldwährung zwar Geldzeichen machen konnte, nicht aber Geld. Die In-

flation, die Bescheinigungen über nicht entstandenes Geld ausstellte, ist den meisten von uns deshalb in graufiger Erinnerung geblieben. Damals schielten wir nach dem Golde der anderen; heute aber sind wir klüger geworden.

Laßt sie doch sitzen auf ihrem Golde, das für uns heute uninteressant geworden ist, weil wir ja heute nicht mehr das Gold für unsere Währung brauchen, sondern ohne Gold das Vertrauen in unser Geld und in unsere Währung besitzen, solange wir arbeiten können und solange wir wissen, daß unsere Arbeit im Gesamtgefüge des Deutschen Reiches einen immer steigenden Wert besitzt! Da habe ich schon das Geheimnis verraten. Wir arbeiten heute! Wir arbeiten und schaffen so Geld, für das wir ruhig Geldzeichen ausgeben können! Das haben die anderen immer noch nicht begriffen und, fürchte ich, auch viele noch nicht, die in Deutschland mit Geld umgehen. Ich meine diejenigen, die heute noch das Geld in den Strumpf stecken und



Laßt sie doch sitzen auf ihrem Golde, das für uns uninteressant geworden ist, weil wir ohne Gold das Vertrauen in unsere Währung besitzen, solange wir arbeiten können.

im geheimsten Winkel ihres Schrankes oder der Truhe oder gar im Bett verstecken. Als ob man die hinter den Geldzeichen stehende Arbeit von tausend und tausend Händen so einfach für sich allein beanspruchen und der Gesamtheit vorenthalten dürste! Und warum haben diese Geldraffer, diese eigentlichen Plutokraten, mit ihrem Verhalten nicht recht? Darauf muß ich noch näher eingehen.

Eigentlich habe ich das schon erklärt. Bei der Brotwährung, die ich als Beispiel nahm, hat es kein Gold gegeben, und doch würde sie in dem beschränkten Umfang, für den sie bestimmt wäre, sicherlich ausgezeichnet funktioniert haben. Das Brot war ihre Grundlage.

Zu diesem Brot konnte man aber nur kommen, wenn man es vorher herstellte. Die Bäuerin nun, die alles, was man zum Brot braucht, selbst in ihrem Betrieb herstellen kann, braucht nichts einzukaufen, aber sie braucht etwas, was das Brot entstehen läßt, die Arbeit ihrer Hände. In meinem Beispiel kann der Bäcker alles im Dorf bekommen, was er für das Brot braucht, aber auch er braucht, um zum Brot zu kommen, die Arbeit! Die Grundlage der Brotwährung war also genau betrachtet die Arbeit. Und wenn das im kleinen so ist, soll das in unserem nationalsozialistischen Deutschland im großen etwa anders sein?! Bei der Goldwährung war an die Stelle des Brotes das Gold getreten. Und da wird es jeder, auch der eigensinnigste Gegner merken: auch die Goldwährung hat nur geklappt, weil hinter ihr die Arbeit stand! Die Arbeit kam in der Erzeugungskraft der Länder zum Ausdruck! Deshalb merke sich jeder, Deutschland benötigt kein

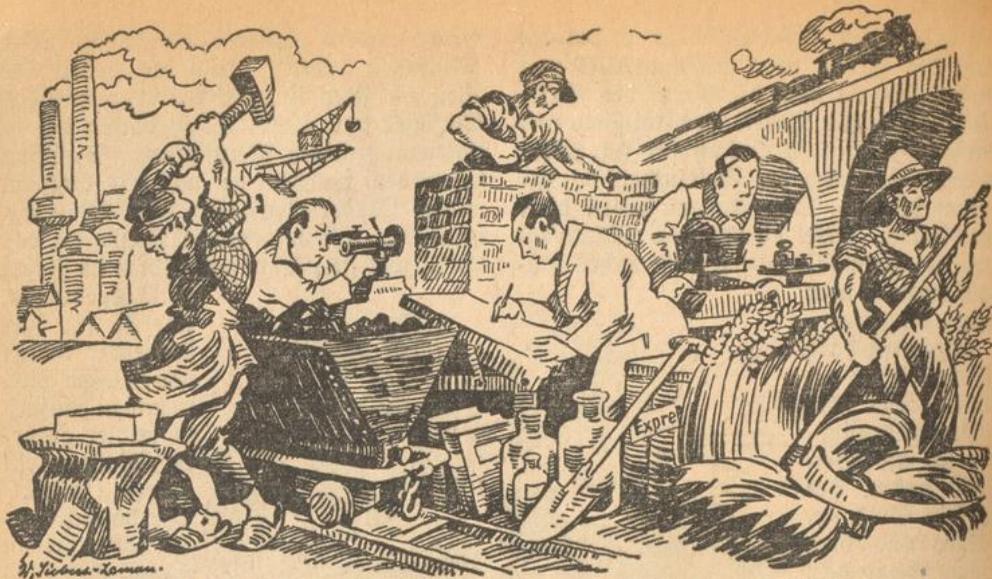
Gold, sondern das Arbeitsergebnis vieler Millionen Hände! Und die Arbeit auf allen Gebieten ist nicht das Ergebnis des Einsatzes von Gold! Sonst hätten wir in unserem heutigen Deutschland nie Arbeit bekommen, nachdem bei uns das Gold in andere Länder abgeflossen war. Was wir brauchten, das war eine Aufgabe an das Volk, wie sie uns unser Führer im Jahre

1933 gegeben hat, wie sie für uns seitdem immer neu gegeben wurde und in Zukunft in immer größerem Maße gestellt werden wird. Wer danach Sorge hätte, wenn einmal alles Gold in einem Lande zusammenflöße, der mag bedenken, was der Reichsbankpräsident



Gegen diese Goldproduzenten kämpft das Deutsche Reich, weil sie die Wirtschaft von ihrem Golde abhängig machen und damit vor sich in die Knie zwingen wollen.

und Reichswirtschaftsminister in einem seiner Vorträge über die Währung einmal gesagt hat: Wenn man das ganze Geld, das in Amerika in der Erde liegt, auf eine Insel brächte und diese Insel durch eine Naturkatastrophe im Meer versinken würde, dann würde das Wirtschaftsleben der Völker auch weitergehen. Das gilt nicht nur für alle Länder, das ist auch das richtige Wort für jeden Einzelnen. Das Wirtschaftsleben braucht kein Gold, um zu bestehen, es geht weiter, auch wenn es einmal kein Gold mehr geben sollte. Der innere Wert des Geldes ist nicht das Gold; denn die Entstehung des Geldes war vom Gold unabhängig. Und erst als das Gold mit dem Geld so eng verknüpft wurde, daß es ohne Gold in einer staatlichen Wirtschaft kein Geld mehr gab, erst dann hat das Gold angefangen, mit der Währung ein eigenes Leben zu führen. Bei unserer Brotwährung ist das Geld — nach seinem inneren Wert — in einem

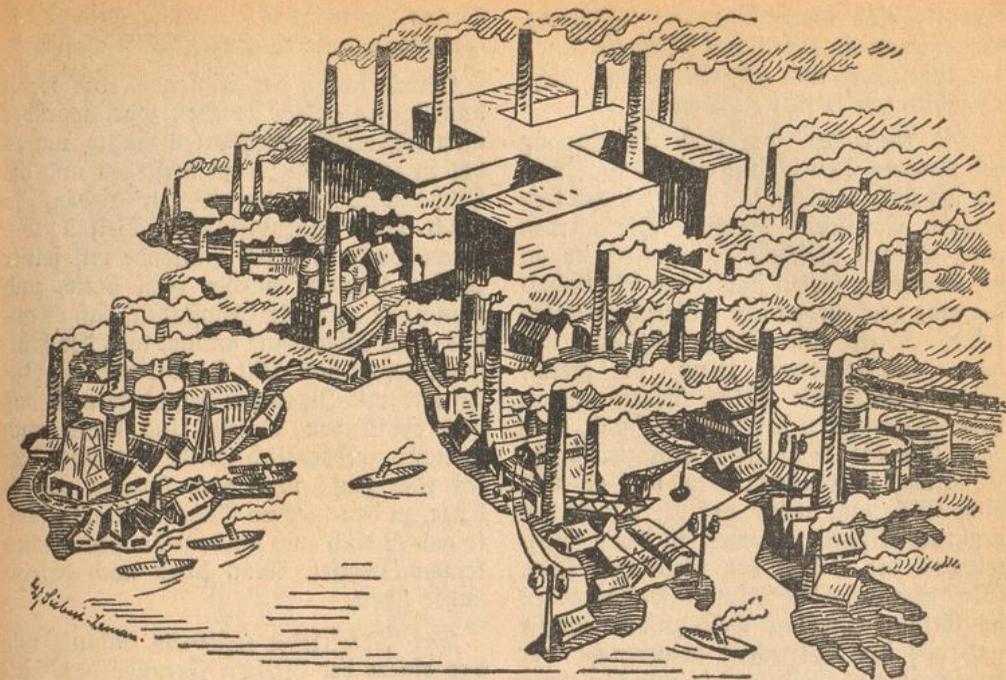


Was nützt es uns, wenn der Bauer seinen Acker pflügt, der Handwerker die solidesten Dinge schafft, der Kaufmann die Waren beibringt, der Gelehrte neue Entdeckungen macht, wenn wir nicht frei sind, um die erforderlichen Rohstoffe zu beschaffen?

bestimmten Wertverhältnis zur Arbeit, also zur Erzeugungskraft gestanden. Bei der Goldwährung ist das genau so. Der Wert des Geldes wird nach dem festgelegten Preise einer bestimmten Gewichtsmenge Gold bemessen. Die Goldwährung aber gibt die Wirtschaft eines Landes schließlich in die Hände der Goldproduzenten. Gegen diese Goldproduzenten kämpft das Deutsche Reich eben deshalb, weil sie die Wirtschaft von ihrem Golde abhängig machen und damit vor sich in die Knie zwingen wollen. Unsere Währung beruht auf einer Kaufkraft, die ihr das Vertrauen des deutschen Volkes zu seiner Führung gibt. Das Vertrauen des deutschen Volkes beruht aber darauf, daß es aus Arbeitslosigkeit und Not heraus in die Arbeit geführt und damit instand gesetzt worden ist, sich selbst durch eigener Hände Arbeit die Werte zu schaffen, auf denen das neue Deutschland eine neue Währung aufbauen kann.

Daß das nicht so einfach ist, wie es sich sagen läßt und wie es sich anhört, hat jeder gemerkt und hoffentlich auch, daß es notwendig ist. Wenn ein Staat so etwas wie die neue Währung durchsetzen will, dann braucht er dazu die Macht gegenüber allen anderen, und er kann, das haben wir in

den Jahren nach dem Weltkrieg bitter erfahren, sie nur bekommen, wenn er sie sich selbst erringt. Wenn da einer mir entgegenhalten möchte, wie schädlich es ist um das schöne Geld, welches das Deutsche Reich für Rüstungszwecke ausgibt und in einem Kriege vernichtet, dann muß ich ihm deutlich ins Wort fallen und sagen: wer so denkt, der hat den Sinn unseres Krieges noch nicht erfaßt. Niemals hätte Deutschland von den Goldräubern frei werden können, wenn es sich nicht die Macht dazu geschaffen und sich auch mit der Waffe in der Hand von der Vormacht der Goldproduzenten freigemacht hätte. Was nützt es uns, wenn der Bauer seinen Acker pflügt, der Handwerker die solidesten und schönsten Dinge schafft, der Kaufmann die Waren zu unserer Versorgung beibringt, der Gelehrte neue Entdeckungen macht, um uns das Leben zu erleichtern, was nützt uns das, wenn wir nicht frei sind, um für die große Erzeugungskraft des gesamten Volkes die erforderlichen Rohstoffe zu beschaffen, die das Deutsche Reich selbst nicht hervorbringen kann?! Wir müssen bei anderen Ländern einkaufen! Wir müssen auch für diejenigen Waren die Rohstoffe einkaufen, welche wir wieder an



Was haben wir nicht alles in den letzten Jahren geschaffen? Sprechen nicht die Reichsautobahn und der Aufbau großer Fabriken für sich selber? Und wir haben das alles getan, ohne daß wir das Gold der andern brauchten.

andere Länder weiterverkaufen. Das alles können wir nur tun, wenn wir eine Geldgrundlage besitzen, die nicht von der Macht der Goldstaaten abhängig ist, sondern von uns in ihrem Wert und in ihrer Allgemeingültigkeit für die anderen Staaten festgelegt wird. Diese Macht, uns gegenüber den Goldstaaten durchzusetzen, gibt uns die deutsche Rüstung, die den deutschen Soldaten in den Stand setzt, Sieg über Sieg an die deutsche Fahne zu heften. Das Geld, das ein Staat zur Begründung seiner Macht ausgibt, ist auch ein volkswirtschaftlicher Wert, wie uns der erste große Volkswirtschaftler Friedrich List vor über 120 Jahren schon gesagt hat. Rein fremder Staat würde mit uns Geschäfte unter gleicher Berechtigung abschließen, wenn wir schwächer wären als er. Was wir durch unserer Hände Arbeit schaffen, steigert unsere Erzeugung, und je mehr wir arbeiten, desto höher wird das Volksvermögen. Die Währung aber ist nichts anderes, als die von der staatlichen Führung festgesetzte Ausrichtung der

Geldmenge nach der Erzeugungskraft des deutschen Volkes. Und nur so viel Geld wird der Staat ausgeben, als die Wirtschaft, die von den neuen Aufgaben zu neuer Blüte geführt worden ist und werden wird, für die Erledigung dieser Aufgaben braucht. Darauf wollen wir schon fest vertrauen, daß die deutsche Staatsführung den richtigen Maßstab für den Wert unserer Arbeit und damit für die Währung finden wird. Da hat es keinen Sinn, wenn der eine darüber in Hitze gerät, weil er den Grundbesitz für den richtigen Maßstab hält, und der andere, weil er irgendwelche anderen erarbeiteten Güter als geeigneter ansieht. Uns muß genügen, wenn wir wissen, daß die Grundlage der deutschen Währung nicht das Gold ist, sondern die Arbeit!

Ich will das Gold nicht ganz und gar verdammen. Es mag sein, daß es im zwischenstaatlichen Verkehr einen Wert behalten wird, wenn es gilt, Unterschiedsbeträge zwischen dem Einkauf und dem Verkauf zu bezahlen. Aber das Gold ist

niemals eine Grundlage der Währung, sondern nur ein technisches Hilfsmittel, um auf bequemem und sicherem Wege solche Bezahlungen leisten zu können.

Die Aufgaben, die nach Beendigung des Krieges Deutschland gestellt sind, halten sich nicht mehr in den Grenzen des bisherigen Deutschen Reiches. Sie werden ganz Europa gleichmäßig erfassen, da an die Stelle der vielen staatlichen Wirtschaften eine groÑeuropäische Wirtschaft treten wird. Diese eine Wirtschaft kann nur dann funktionieren, wenn sie gleiche Wertmaßstäbe für gleiche Werte anlegt. Die Währung ist der Wertmaßstab, nach dem sich die kommende groÑeuropäische Wirtschaft wird ausrichten müssen, und diese Währung beruht auf der Arbeit des groÑeuropäischen Raumes, in deren Mittelpunkt die Arbeit der Deutschen steht. Wer nun, wie die Plutokratensstaaten es im GroÑen tun, das Geld zusammenrafft und aus der Wirtschaft herauszieht, der entzieht dieses Geld, das ja nur Quittung für geleistete Arbeit ist, der Wirtschaft und erhöht die erforderlichen Anstrengungen zur Erlangung der Freiheit vom Golde in dem Maße und in dem Umfange, in welchem er das Geld zusammenrafft und versteckt. Ich will nicht alle Einzelheiten über diesen Punkt hier sagen, das würde zu weit führen. Aber wer bedenkt, was ich bisher gesagt habe, der wird auch darauf kommen, wie sehr ich mit diesem letzten Satz recht habe.

Was haben wir nicht alles in den letzten Jahren geschaffen? Sprechen nicht die Reichsautobahn und der Aufbau großer Fabriken für sich selber? Und wir haben das alles getan, ohne daß wir das Gold der anderen brauchten. Hat nicht jeder von uns mitgearbeitet, damit wir von dem Golde unabhängig wurden? Hat nicht jeder selbst gespart, daß seine Arbeit in dem Aufstieg des ganzen Reiches liegt? Wer jetzt nicht mitmacht und nicht aus voller Ueberzeugung seine Arbeit mit hineingibt in den Aufstieg zu einer neuen Blüte ohne Gold, der verdient auch nicht, daß er an dieser Blüte einmal teilnimmt. Arbeit und nochmals Arbeit, das ist die

Grundlage unserer Währung, wie es die Grundlage unserer ganzen Wirtschaft ist!"

Damit schloß der Hinkende. Und wenn auch vieles gesagt worden war, worüber man erst richtig nachdenken mußte, um es bis in seine Wurzel zu verstehen und die Nußanwendung daraus zu ziehen, so brach doch augenblicklicher Beifall los. Man spürte, daß der Hinkende mit seiner Ansicht diesmal wieder recht hatte, und man hatte auch das Empfinden, daß es auf das ganz Allgemeine ankam, was der Hinkende gesagt hat. Mit Händedruck, mit Zuruf und mit Zutrinken befundete man das dem Hinkenden Boten. Und wenn auch mancher nachdenklich wurde und über dieses oder jenes noch gern Fragen gestellt hätte, zu denen er im Augenblick nicht kam, so gab es doch auch bei dem Nachdenklichen keinen Zweifel. Man blieb noch beieinander sitzen.

Der Bachfrieder faÑte am Schluß, wie das einem der ältesten Freunde des Hinkenden zustand, in kurzen und wohlmeinenden Worten die Gedanken der Zuhörer und ihren Dank an den Hinkenden zusammen. Nun seien sie in dem bestärkt, was sie ohnehin im Vertrauen auf Führer und Volk geglaubt hätten, ohne es im einzelnen zu verstehen, nämlich darin, daß sie, jeder Einzelne, an einem großen Werke mitarbeiteten, das diese Arbeit verlohne und ihren Wert sicherstelle. Sie wollten es nicht unterlassen, die einzelnen Gedanken für sich noch durchzusprechen, um die Freude daran auszukosten, daß sie einem Volke angehörten, welches nicht nur die Ideale von Recht und Freiheit predige, sondern auch, und sei es mit der Waffe in der Hand, für diese Ideale kämpfe und an die Stelle der alten morschen Gedanken ein neues und sicheres Fundament auch für den materiellen Aufbau schüfe.

Nun kamen auch diejenigen noch zu Wort, welche allerlei Fragen auf dem Herzen hatten. War es auch dabei reichlich spät geworden und vieles zur Sprache gekommen, was nicht unmittelbar zur Standrede passen wollte, so konnte man es am Schluß doch nicht unterlassen, noch

ein Lied zu fingen, das an die Standrede anknüpfte und für sie gewissermaßen Bestätigung und Abschluß sein sollte. Es

Arbeit, Arbeit, Segensquelle!
Heil und Ehre deiner Kraft,
Die aus Finsternis die Helle,
Edles aus Gemeinem schafft!
Aus dem Wirken quillt das Rechte,
Aus dem Schaffen keimt das Echte,
Wehe, wenn die Tat erschlafft! —

war, wie dies nach dem Schluß der Standrede nicht anders sein konnte, ein Lied der Arbeit:

Mensch, was dich auch immer quäle,
Arbeit ist das Zaubermort,
Arbeit ist des Glückes Seele,
Arbeit ist des Friedens Hort!
Deine Pulse schlagen schneller,
Deine Blicke werden heller,
Und dein Herz pocht munter fort.

Völker, laßt das Murren, Klagen
Ueber Göhndienerlei;
Wollt ihr einen Göhen schlagen,
Schlagt den Müßiggang entzwei!
Nur die Arbeit kann erretten,
Nur die Arbeit sprengt die Ketten,
Arbeit macht die Völker frei! —

Im Felde

Noch einmal, eh der rasche Bogen
des Lebens sich zur Neige neigt,
stehn wir, um unser Werk betrogen,
vor einem Schrecknis, das nicht schweigt.

Wenn je, aus tiefster Not erfahren,
ein Frontgeschlecht um Frieden rang,
so wir, mit schon ergrauten Haaren,
die kämpften, bald ein Leben lang.

Nun helf uns Gott! Es ist entschieden.
Die Völker kommen nicht zur Ruh.
Krieg. Also Krieg um einen Frieden,
den wir nicht kannten, ich wie du.

So komm, Kamerad! In diesem Norden
noch einmal unsern Mann zu stehen,
sind wir noch nicht zu alt geworden.

Wir werden, ob mit grauen Haaren,
eh wir getrost zur Grube fahren,
wir werden diesen Frieden sehen.

Richard Luriger

Das Kinderbäumchen / Erzählung von Friedrich Schnad

Als dem Landmann Sven Torsen auf Engeholm nach langer ungesegneter Ehe ein Sohn geboren wurde, nannte er ihn Erik, und wie es Brauch war, pflanzte er im Garten für den Neugeborenen eine junge Esche, einen Schutzbaum. Der Vater taufte das Bäumchen mit dem Kindesnamen und hängte in das kleine Gezweig eine Windel, um den Bund zu schließen zwischen den beiden Sprossen, dem Kind und dem Bäumchen. Wie das Bäumchen grünen und gedeihen sollte, so sollte auch sein Junge heranwachsen.

Von dem Bäumchen wurde niemals ein Zweig abgerissen, damit der Schaden des Baumes nicht auf das Kind übergehe. In Pflege ließ man es an der Esche nicht fehlen, wie auch das Kind nichts entbehrte. Es blieb auch das erste und letzte auf Engeholm, kein zweites Geburtsbäumchen wurde gepflanzt.

Die Jahre vergingen. Erik wuchs gesund in die ersten Hosen, und das Bäumchen setzte ebensovielen Jahreshinge an wie das Kind alt wurde. Es war kerngesund, im Sommer warf es bereits einen regelrechten, wenn auch schmalen Schatten; unweit davon stand der Gartentisch und die Bank, auf der der kleine Erik herumrutschte, wenn neben ihm die nähende Mutter saß, oder am Sonntag nach dem Essen der Vater, der dem Kleinen eine Peitsche machte, auch eine Pfeife schnitzte. Später, als Erik größer geworden war, saß er seltener mit der Mutter beim Bäumchen, er hatte auf dem Nachbarhof einen Freund gefunden, den ungefähr gleichalterigen Tore Marwiak, einen listigen Bengel, mit dem man tausend Kleinjungenstreiche aushecken konnte. Tore war nicht so hübsch wie Erik. Die Natur hatte ihn kleiner gelassen, sein linkes Auge stand etwas schräg und die Backenknochen waren auffallend stark vorgewölbt. Man hätte meinen können, in Marwiaks Familie kreise ein Tropfen Mongolenblut, vor langer Ahnenzeit aufgenommen, umgewandelt und doch nicht unterdrückt.

Sie kugelten in den Wiesen und Weiden, erlebten ihre Abenteuer an den kleinen Seen, die ihre Silberpiegel in die grünen Flächen einbetteten. Bei allerlei Getier und Pflanzenwerk konnten sie herrlich die Frühlingstage, die flammenden Sommer verspielen. Im Herbst wurden im Garten die Früchte angebissen, angenagt, verspeist, oder sie jagten durch die heuduftende Finsternis der Scheuer hintereinander her, fuhren mit dem Wagen aufs Feld, und im Winter hatten sie den Schnee und das Eis auf den Weibern und Seen.

Mit zehn Jahren besaßen sie eine Spielgefährtin, Oline, das Töchterchen des neuen Amtmanns Risö. Zu dritt ging man Tag für Tag los, hinaus zu den Viehherden, wo die Kälbchen sich tummelten, oder sie saßen barfuß am Rande der Seen, angelten Fische, fingen Wasserkäfer und verfolgten die Hasen, deren Löfeln aus den hohen Grasbüschen der Wiesen auftauchten. Manchmal wurde ein Ringkampf abgehalten, und Erik und Tore wetteiferten miteinander als Ringger, Läufer, Bogenschützen, um den Beifall ihrer Freundin zu gewinnen und die von ihr als Preis ausgesetzte gelbe Wasserlilie.

Sie lernten auch reiten, und ritten im großen Grasgarten bei Tore. So trieben sie es, und das Bäumchen im Garten wurde höher, voller und kräftiger. Es war nun eine zwölfjährige Esche, ein guter Baum, der sich durch die Jahre gekämpft hatte. Es konnte dann nicht ausbleiben, daß Erik und Tore junge Burschen wurden und Oline ein frisches, blühendes Mädchen, das viele bewundernde Blicke auf sich zog. Ihre Freunde wachten aber darüber, daß bei Festen und Veranstaltungen die andern Burschen sich nicht zu eifrig um Oline bemühen konnten und auch nicht zu häufig mit ihr tanzten. Stets traten sie zu zweien auf, eine entschlossene Einheit, mißtrauische Wächter, die ihren Schätzen bewachten. Oline bemerkte es wohl und belustigte sich insgeheim über

den Eifer ihrer zwei Freunde, die überall Nebenbuhler witterten — wiewohl sie ja die ihr liebsten Burschen waren.

Erik und Tore liebten ihre Jugendfreundin — jeder auf seine Weise. Erik ruhigen, geraden Sinnes, Tore mit Leidenschaftlichkeit. Doch Oline hielt beide von sich gleich nahe, gleich fern. Sie scheute die Entscheidung. Einer von ihnen mußte notwendigerweise verlieren — und eigentlich wußte sie bereits, wer von ihnen.

Doch Erik suchte bald eine Klärung herbeizuführen. Mit ihm und Tore war es nicht mehr wie früher. Sie belauerten einander, und das war nicht gute Freundesart. Nicht mit einem Wort spielten sie auf ihre geheimen Empfindungen an. Sie nahmen sich zusammen, aber die Spannung wurde immer schärfer. Ehe jedoch Erik Gelegenheit fand, war ihm Tore zuvorgekommen. Trotz aller List und Geschmeidigkeit hatte er aber mit seinem Geständnis nicht sonderlich Erfolg gehabt. —

„Ach, lieber Tore!“, sagte Oline zu ihm, „es ist gefährlich, sich in die gemeinsame Freundin zweier Männer zu verlieben. Was würde Erik dazu sagen? Darunter leidet die Freundschaft. Pflegen wir sie, so lang als möglich!“

Tore wurde klug und doch nicht klug. Auf alle Fälle aber ritt er von nun an auffallend oft auf seinem Braunen zwischen den Höfen und Risös Haus — ein Rundschafter der Eifersucht. Was er bei Oline unternommen hatte, konnte auch Erik vorhaben, und dem wollte er im Wege sein.

Erik sah ihn reiten und spähen. Aber er hatte jetzt kaum Lust und Zeit hinauszugaloppieren, um Tore nach seinem Reitvergnügen zu fragen. Sein Vater war ernstlich erkrankt, und als der Kranke sich endlich erholt hatte, war er nicht mehr wie einst. Kurze Zeit darauf übergab er denn auch seinem einzigen Sohn Haus und Hof und zog sich mit der Frau auf das Altenteil zurück; er hatte lange genug gewirtschaftet. Erik schrieb eines Sonntagabends an seine Freundin Oline einen Brief: Er sei Hofbesitzer geworden, habe, was er zum Leben brauche, nur fehle ihm noch die Frau. Sie — Oline — sei seine Freundin, in einer so ernsthaften Sache werde sie ihm sicher-

lich raten können. Und er erbat eine Zusammenkunft.

Oline kam, sie gingen vor dem Hause auf und ab, es war Sonntag nachmittags und acht Tage später. Tore ritt heute nicht auf Späherwegen; mit seiner Schwester war er zu einer Geburtstagsfeier über Land gefahren. Oline und Erik schlenderten an den Wiesen dahin, und er sagte: „Oline, du kennst diese fetten Wiesen, die fruchtbaren Äcker, das stattliche Vieh, das schöne Haus, die vollen Scheuern und die Ställe!“

„Ja, Erik, ich kenne sie. Was noch?“

„Du kennst auch mich . . .“, meinte er zaghast.

„Freilich!“ Sie nickte. Ob sie Erik kennt! Sie sagt, er sei gut, freundlich, aufrichtig, arbeitfam, wohlansehnlich . . .

Aber Erik winkt rasch ab: „Genug, es reicht!“

„Und nun, welches Mädchen soll es sein?“ erkundigt sie sich, während sie durch den Garten gehen und sich auf die Bank am Geburtsbaum setzen.

„Oline heißt das Mädchen!“ gesteht Erik und läuft einen Schimmer rot an, lacht leicht hin, als hätte er einen Scherz gemacht.

„Ach“, meint sie, „ist es vielleicht Oline Risö?“

„Eben die!“ gibt er fröhlich zu. „Du kennst sie ja!“

„Schön, Erik!“ meint sie, „nicht übel. Aber Oline Risö kennt auch unsern gemeinsamen Freund Tore!“

„Ah, den Reiter Tore?“ versteht er spöttisch, als wäre der Reiter ein ihm nur von ungefähr bekannter Mann, und er blickt seine Freundin mit einem ungewissen Gesicht an.

„Eben den!“ betont sie. „Ich kenne sein stattliches Haus, seine fetten Wiesen, die fruchtbaren Felder, die vollen Scheuern, das schöne Vieh!“ Sie lacht über ihre Anspielung auf Eriks Eigenlob.

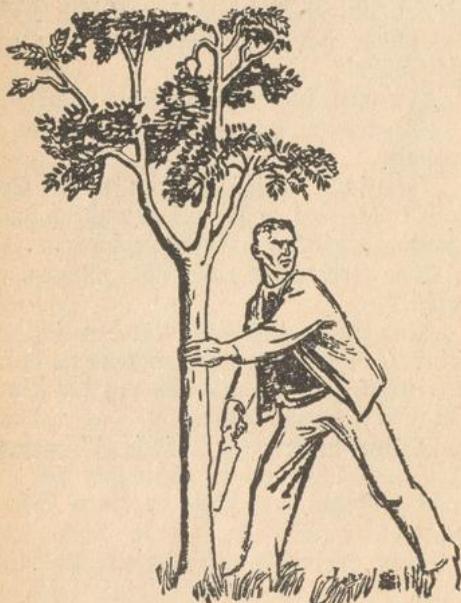
Darauf sagt er nichts, verstimmt darüber, daß er solch albernes Zeug vorgebracht hatte. Machte man mit solchen Worten eine Liebeserklärung? Verwirrt fährt er mit der Hand über die raube Rinde seines

Schutzbaumes, er ist ziemlich verlegen und tastet herum.

„Oline“, stottert er endlich, „ich bin dumm!“

Sie lacht, ihre Augen blitzen vor seinem Gesicht. Sie ist, wenn auch die Überlegene, ein wenig aufgereggt. Erik späht verstohlen durch die Büsche. Niemand kommt.

„Oline“, fängt er wieder an, „ich liebe dich! Ich mag wahrhaftig den Hof nicht,



Da schnitt Tore, während Musik und Lieder ertönten, den Stamm durch.

wenn du mich nicht magst . . . Komm zu mir!“

Oline schweigt, er aber greift beherzt nach ihrer Hand. Sie läßt sie ihm, er hat sie, und so wird Oline sein.

Erik küßte seine Braut. Der Geburtsbaum warf seinen Schatten über sie beide. Bald gaben sie ihr Verlöbniß bekannt. Auch Tore bekam die Nachricht. So bitter verschmäht fühlte sich noch kein Mann wie er. Urglistig fühlte er sich beiseitegeschoben, gekränkt, hintergangen, tief unglücklich. Als er die Nachricht hatte, ritt er zornig weg und kam erst nach zwei Tagen wieder, den abgeraderten Braunen am Zügel führend. Auskunft über sein Fernbleiben gab er nicht. Er redete kein Wort. Tatsache war, daß Erik ihm das Mädchen abgejagt

hatte. Er dachte zurück an die Freundschaftsjahre: hatte er nicht ein ebenso großes, wenn nicht größeres Unrecht auf Oline als Erik? Die Bilder der Jugendzeit, der Frühling und Sommer von einst standen vor seinem Sinn, und wie eng waren Oline und er mit den schönen Bildern verbunden!

Zur eigenen Pein kamen die Stichelreden der anderen Burschen. Er ertrug sie nicht länger. Sein gekränkter Stolz gab ihm einen frevelhaften Plan ein. Er wollte sich rächen, und so dachte er an den Lebensbaum seines Freundes. Nachts schlich er sich in Torsens Garten, umklammerte mit harten Fäusten den Stamm, presste die Stirn gegen die Rinde, trieb, den Baum verfluchend, eine Art Volksaberglauben, derart seinen ehemaligen Freund verwünschend. Er schwor dem Baum eine Krankheit herbei, so dem Glücklichen eine Krankheit anherend. Aber die Esche blieb gesund und Erik auch.

Die Hochzeit kam. Tore war aus Höflichkeit dazu eingeladen worden, erschien jedoch nicht. Man hatte ihn auch nicht erwartet. Jedoch des Abends, als es dunkelte, die Hochzeitsleute zu Abend gegessen hatten und immer noch feierten, stellte sich Tore ein: im Garten versuchte er noch einmal seine abergläubische Volkszauberei. Er verbarg sich in der Finsternis, umfaßte den Stamm und verübte seine Gedankenübertragung. Hohnvoll klang ihm das Lachen der fröhlichen Leute. Leise flüsterte der Baum, eine Seelenstimme, als ob Blatt mit Blatt spräche, zart und innig, wie der junge Mann mit seiner jungen Frau. Da schlüpfte Tore in die Werkzeugkammer, langte sich eine Säge, eine Fuchschwanzsäge, und schnitt, während Musik und Lieder ertönten, den Stamm in Brusthöhe durch. Dumpf fiel der Wipfel unter Hochzeitmusik.

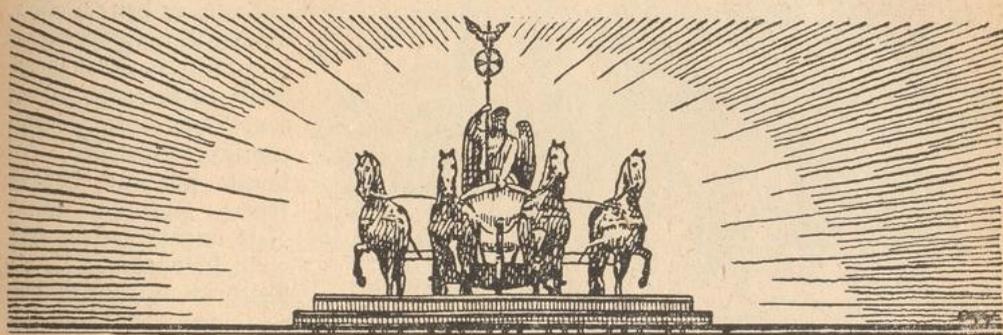
Um andern Morgen entdeckte der alte Torsen die Schandtat. Empört eilte er in das Haus, um zu rufen. Man stürzte in den Garten: da lag der welke Wipfel und ragte der geschändete Stamm, ein kahler Stumpf. Aus dem Gesicht des jungen Ehemannes wich alle Lebensfarbe. Entsetzlich,

seine Lebensese! Wer hatte das getan? Wie Mord war es, Baumesmord, Seelenmord! Er warf sich gegen den Stamm und umfaßte ihn wie einen blutenden Leib.

Oline brach in Tränen aus. Ahnte sie, wer der Übeltäter war? Sie sagte nichts. Erik faßte sich rasch. „Schweig!“ gebot er den Umstehenden. „Es soll nicht darüber gesprochen werden. Der Baum ist nicht tot, so leicht geht kein Lebensbaum auf Engeholm zugrund. Er wird wieder ausgeschlagen.“ Und er holte Baumwachs, Zeug und Bast, um den Stumpf zu verbinden, damit er nicht verblute. — Die Untat hatte

große Bestürzung verursacht. Doch Erik, den seine Leute in ihrem Volksgeist schon tödlich angerührt sahen, blieb gesund und ungefährdet. Aber einige Zeit darauf hörte man etwas anderes. Oline brachte die Nachricht mit. Tore sei am Bach beim Fällen einer hohen Esche von dem stürzenden Stamm getroffen und schwer verletzt worden.

Düsterer Schmerz malte sich auf dem Gesicht ihres Mannes. Schweigend blickte er seine junge Frau an, und sie wortlos ihn. Keines wagte, seinen innersten Gedanken auszusprechen.



Dem Tapfersten ziert er die Brust

Aus der Geschichte des Ordens des Eisernen Kreuzes. / Von Hans Flügel

Es war an einem stillen Winterabend, als sich im Saal des „Löwen“ die Mitglieder der Ortsgruppe zum allmonatlichen Schulungsabend zusammengefunden hatten. Mit großer Spannung sahen alle dem Thema des heutigen Abends entgegen, das sich mit dem volkstümlichsten deutschen Kriegerorden, dem Eisernen Kreuz und seiner Geschichte, befassen sollte. Daß gerade dieses Thema heute auf dem Schulungsplan stand, das hatte seinen ganz bestimmten Grund. War doch da vor einigen Tagen der Befreite Fritz Kilian auf Urlaub in seiner Heimatgemeinde eingetroffen, der beim Feldzug in Frankreich wegen besonderer Tapferkeit vor dem Feinde zum Befreiten befördert und mit dem Eisernen Kreuz II. Klasse ausgezeichnet worden. Selbstverständlich traf sich da am Sonntag beim Löwenwirt alles, was

zur Sippe und zur näheren und weiteren Bekanntschaft gehörte, um aus dem Munde des Heimkehrers selbst zu hören, wie er zu der Auszeichnung gelangte. Aber wie alle Frontsoldaten war der Fritz in dieser Beziehung nur schwer zugänglich und ließ sich nur bruchstückweise sein großes Fronterlebnis herauslocken. Er habe halt, als es darauf ankam, seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit als deutscher Soldat getan und seinen Mann gestanden. Mehr war aus ihm nicht herauszubringen.

Aber im Laufe des Gespräches stellte sich die höchst interessante Tatsache heraus, daß mit Fritzens Auszeichnung das Eisernen Kreuz nunmehr von drei Generationen der Kilians vor dem Feinde erworben wurde. Vater Kilian, der im Weltkrieg vier lange Jahre den feldgrauen Rock

getragen, holte sich die Auszeichnung bei den schweren Kämpfen am Chemins des Dames, und Großvater Kilian, den schon seit einigen Jahren der grüne Rasen deckt, war 1870 bei Gravelotte dabei und stand dort so tapfer seinen Mann, wie später sein Sohn und sein Enkel im Kampf um des Vaterlandes Größe und Bestand.

Das war nun ein Gesprächsstoff so recht nach dem Herzen unserer Bauern, die doch alle einmal Soldat waren und nun so stolz



1813: Das Volk steht auf!

auf den Kilian taten, als wäre es schließlich der eigene Sohn. Mitten in den Diskurs hinein kam auch noch der Oberlehrer, der erst vor kurzem den feldgrauen Rock wieder mit dem Lehramt vertauscht hatte.

Selbstverständlich interessierte ihn der seltene Fall ganz außerordentlich und so gab es sich fast von selbst, daß man gerne gewußt hätte, wie lange es eigentlich schon Eisene Kreuze als Kriegsauszeichnung gäbe und auch etwas Näheres über seine Geschichte. Da hatte nun der Oberlehrer, der zugleich auch Schulungsleiter der Ortsgruppe war, sein Thema für den nächsten Schulungsabend. Er versprach, an diesem Abend all diese Fragen nach Möglichkeit ausführlich zu beantworten.

Und nun war es so weit, und deshalb war alles so gespannt auf das, was man heute aus dem Stammbuch des Eisernen Kreuzes erfahren sollte. Schon ergriff auch der Schulungsleiter das Wort, nachdem er zuvor die Familie Kilian zu ihrem tapferen Soldaten herzlich beglückwünscht hatte.

Es war in jenen sturmbewegten Zeiten des Jahres 1813, als der Stern des großen Korsen zu verblässen begann. Preußen, seit der schweren Niederlage von 1806 unter französischer Knute stehend, gedemütigt, geknechtet und entrechtet, hatte sich unter Führung von vaterlandsbewußten Männern wie Stein, Scharnhorst, Jahn und Blücher erhoben und nahm den Kampf gegen die Geißel Europas mit unwiderstehlicher Wucht auf.

Der Sturm brach los, das Volk stand auf — und begeistert strömten Preußens Männer, jung und alt, zu den Waffen, um das Vaterland von der französischen Zwingherrschaft zu befreien. Von dem Begeisterungsturm endlich mitgerissen, bekannte sich auch der in seiner Haltung lange Zeit unentschlossene und ewig schwankende König Friedrich Wilhelm III. zu seinem Volk und seinem Kampf. Wir alle

kennen ja seinen berühmten „Ausruf an mein Volk!“, der einen starken Widerhall in allen vaterlandstreuen Herzen fand.

Um nun ein äußeres Symbol für diesen „Kreuzzug“ gegen den Unterdrücker zu schaffen, stiftete der König am 10. März 1813 das Eisene Kreuz. Der Stiftungstag war vom König bewußt auf den Geburtstag seiner 1810 verstorbenen Gemahlin, Preußens edler Königin Luise, festgesetzt worden. Diese unvergessene Dulderin, übrigens die Großmutter der bekannten badischen Großherzogin Luise, stand den Patrioten der napoleonischen Notzeit und ihren Befreiungsbestrebungen stets sehr nahe und galt in diesen Kreisen „als guter Engel für die gute Sache“, wie es Theodor Körner in seinem Nachruf auf die verstorbene Königin so sinnig ausdrückte.

Der Gedanke und auch der Vorentwurf des neuen Ordens stammten von König Friedrich Wilhelm selbst. In der Stiftungsurkunde wurde erstmals der Name-

radtschafts-, ja mehr noch der Gemeinschaftsgedanke betont. Da heißt es u. a.:

„In der jetzigen großen Katastrophe, von welcher für das Vaterland alles abhängt, verdient der kräftige Sinn, der die Nation so hoch erhebt, durch ganz eigentümliche Momente geehrt und verewigt zu werden. Daß die Standhaftigkeit, mit der das Volk die unwiderstehlichen Uebel einer eisernen Zeit ertrug, nicht zur Kleinmütigkeit herabsank, bewährt der hohe Mut, der jetzt jede Brust belebt. Wir haben daher beschlossen, das Verdienst, welches in dem jetzt ausbrechenden Kriege erworben wird, besonders auszuzeichnen . . durch das Eisene Kreuz.“

Im Gegensatz zu früheren Zeiten, die dem einzelnen Stande des Soldaten, des Offiziers und des Zivilisten eigene, nur ihm vorbehaltenen Ordensdekorationen schuf, betonte hier der Stifter schon im Vorentwurf, daß das Eisene Kreuz „dem Soldaten wie dem Generale ganz gleich erreichbar“ sein solle. In seiner Form war das Eisene Kreuz ebenfalls ein Symbol preußischer Tradition: es war „das alte Zeichen“ — das Ordenskreuz der Kreuzritter, deren Farben auch weiß und schwarz waren, und die einst im Ordenslande Preußen wie im Orient unter diesem Zeichen pro deo et patria, für Gott und Vaterland gekämpft und geblutet hatten.

Allgemein wurde die Stiftung des Eisernen Kreuzes begeistert begrüßt. General von Boyen, aus der unmittelbaren Umgebung des Königs, der allezeit lebhaft für den Gedanken einer allgemeinen Wehrpflicht eintrat, bestätigte diesen günstigen Eindruck folgendermaßen:

„Der Gedanke der Ordensstiftung griff vielfach und günstig in die Stimmung der Zeit ein. Ich habe den eigenhändigen ersten Entwurf sowie die von ihm mit Bleistift entworfene Zeichnung selbst in der Hand gehabt. Es war dies in jeder Hinsicht ein sehr glücklicher Gedanke: die Eigentümlichkeit des gewählten Zeichens, welches von allen bisherigen Dekorationen abwich, das Metall, aus dem es bestand und als Symbol der Zeit dienen konnte, die Form, die an die

alten Ritter in Preußen erinnerte, vor allem aber das gleiche Unrecht des Soldaten wie des Generals gaben diesem Schmuck einen großen Wert und erzeugten bei dem allgemeinen Wunsch, ihn zu erwerben, mehrmals kühne Tat.“

Begeistert sang 1813 Hans Ferdinand Maßmann, der Germanist, Poet und Turner (Tahns Gefährte):

„Eisern ist die jetz'ge Zeit.
Eisern Kreuz, du zierst den Krieger,
der im heißen, heil'gen Streit
kämpft fürs Vaterland als Sieger.
Um demselben gold'ne Zeiten
statt der eh'nen zu bereiten!“

Bis zum Ende des Kriegsjahres 1813 trugen das Eisene Kreuz II. Klasse am schwarz-weißen Bande (Kriegsdekoration) bereits 4 493 Offiziere und Mannschaften; die I. Klasse 162 Offiziere und Mannschaften. Das Großkreuz wurde an drei Heerführer verliehen. Bis zum ersten Einzug in Paris 1814 hatten sich obige Zahlen auf 6 639 II. Klasse und 331 I. Klasse erhöht. Bis zum zweiten Einzug in Paris 1815 wurden insgesamt 16 131 Eisene Kreuze aller Klassen verliehen. Zu den drei Trägern des Großkreuzes von 1813 hatten sich 1814/15 noch zwei weitere hinzugesellt, so daß das Großkreuz nunmehr von Blücher, Bülow, Tauentzien, Nord und Bernadotte (als verbündeter Kronprinz von Schweden) getragen wurde. Als besondere Auszeichnung trug Blücher, der „Marschall Vorwärts“, als einziger den „Blücherstern“, das Eisene Kreuz auf goldenem Strahlenstern.

Das Eisene Kreuz am weißen Bande trugen 1813 nur Fürst Hardenberg und Minister Wilhelm von Humboldt. 1814 kamen noch weitere 133 Träger dieser Nichtkombattantenauszeichnung dazu. Das Eisene Kreuz durften als besondere Ehrung in ihrem Wappen führen: Fürst Blücher, Fürst Hardenberg und Graf von Nostitz, der getreue Adjutant Blüchers 1813/15, der dem Marschall bekanntlich bei Ligny das Leben rettete.

Interessant ist in diesem Zusammenhang auch ein Sozialerlaß nach den Befreiungskriegen, der auf den Bericht eines

Generalmajors von Brauchitsch zurückgeht. In diesem Erlaß verfügte der König grundsätzlich: „Wenn Soldaten oder Unteroffiziere das Eiserne Kreuz erster Klasse erworben haben, und durch ihre Jugend und Fähigkeiten eine höhere Ausbildung versprechen, so sollen sie staatliche Unterstützung erhalten.“ Dieser Erlaß war für damalige Anschauungen eine be-



„Blücherstern“ des „Marshall Vorwärts“.

deutliche Errungenschaft; seine eigentliche Ursache war eine Meldung des genannten Generalmajors von Brauchitsch, wonach ein Unteroffizier wegen seiner Tüchtigkeit und Tapferkeit zum Offizier befördert werden sollte, aber nicht über die notwendigen Mittel verfügte, sich die dementsprechende Ausbildung anzueignen, was ihm nun auf Grund dieses Erlasses ermöglicht wurde.

Wie bereits erwähnt, stammte der Entwurf zum Eisernen Kreuz vom König selbst; stilistischer Ausgestalter jedoch war der berühmte Berliner Baumeister Schinkel. Dieser erhielt auch den Auftrag, die aus Paris nach Berlin zurückgeholte Viktoria vom Brandenburger Tor, die Napoleon hatte wegschleppen lassen, mit dem Eisernen Kreuz zu schmücken, was er sehr geschickt tat, indem er dem Stabe der Kriegsgöttin den bekannten Lorbeerkranz hinzufügte, in den das Eiserne Kreuz weiterhin sichtbar eingegliedert ist. Von besonderem Interesse dürfte es gerade heute

sein, daß ein Kriegsrat (Intendanturrat) Ribbentrop das Verdienst für sich in Anspruch nehmen durfte, die seinerzeit sehr gut versteckte Viktoria in Paris ausfindig gemacht zu haben.

Auf Order des königlichen Stifters erhielten auch alle Regimentsfahnen und Standarten, die den Krieg mitgemacht hatten, als ehrenden Schmuck das Eiserne Kreuz in der Fahnen Spitze.

Bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges 1870 wurde der Orden des Eisernen Kreuzes in gleicher Form wie 1813 erneuert, nur daß auf dem Kreuz jetzt die Jahreszahl 1870 stand und auf der Vorderseite in der Mitte das „W“ und darüber, auf dem Kreuzesarm, die Krone eingefügt war. Zahlreich waren auch in diesem deutschen Einigungskriege die Träger des Eisernen Kreuzes I. und II. Klasse. Das Großkreuz des Eisernen Kreuzes von 1870 trugen folgende Heerführer: Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen; Kronprinz Albert von Sachsen; Prinz Friedrich Karl von Preußen; Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin; Generalfeldmarschall von Moltke; Generalfeldmarschall von Manteuffel, General von Werder, General von Goeben; und auf Wunsch der Armee Kaiser Wilhelm I.

Auch zu Beginn des Weltkrieges wurde der Orden des Eisernen Kreuzes in der gleichen Form wie das von 1870, nur mit der Jahreszahl 1914 in seinen drei Klassen erneuert. In den vier langen Jahren des blutigen Ringens stieg die Zahl der Träger des Eisernen Kreuzes erster und zweiter Klasse in die Hunderttausende. Das Großkreuz des Eisernen Kreuzes von 1914 erhielten: Generalfeldmarschall von Hindenburg; Generalfeldmarschall von Mackensen; Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern; General Ludendorff; und auf Bitte der Armee trug es Kaiser Wilhelm II.

Als besondere Ehrung und Auszeichnung wurde für Generalfeldmarschall von Hindenburg auch der „Blücherstern“ wieder erneuert, den vor ihm nur der „Marshall Vorwärts“ allein getragen hat.

Als Großdeutschland 1939 zum Kampf um seine Lebensrechte gegen die plutokratischen Weltmächte antrat, da hat auch der Führer und Oberste Befehlshaber der Wehrmacht, eingedenk der heldenmütigen Kämpfe, die Deutschlands Söhne in den früheren großen Kriegen zum Schutze der



Die neuen Spangen zum E. K. II und I.

Heimat bestanden haben, den Orden des Eisernen Kreuzes ebenfalls erneuert, jedoch mit einigen Erweiterungen. Neben dem Eisernen Kreuz erster und zweiter Klasse und dem Großkreuz, dessen Verleihung sich der Führer für überragende Taten selbst vorbehalten hat, wurde das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes neu geschaffen, das am schwarz-weiß-roten Band am Halse getragen wird und etwa dem früheren Orden „Pour le mérite“ vergleichbar ist. Für außergewöhnlich hohe Verdienste wird zum Ritterkreuz das Eichenlaub (drei silberne Eichenblätter an der Spange) und als höchste Tapferkeitsauszeichnung das Eichenlaub mit Schwertern und Brillanten verliehen. Eine weitere Änderung war auch, daß auf der Vorderseite in der Mitte nun das Symbol des Großdeutschen Reiches, das Hakenkreuz, angebracht war und weiter, daß das Band des Eisernen Kreuzes 1939 die Farben schwarz-weiß-rot statt bisher schwarz-weiß zeigte.

Entsprechend der nationalsozialistischen Grundhaltung der neuen Wehrmacht erfolgt die Verleihung aller Stufen ohne Unterschied des Dienstgrades. Auch der einfache Schütze kann das Ritterkreuz, also den Halsorden erhalten. Ist der Ausgezeichnete bereits im Besitz einer oder beider Klassen des Eisernen Kreuzes des

Weltkrieges, so erhält er an Stelle eines zweiten Kreuzes je eine silberne Spange.

Daß sich die Soldaten unserer jungen nationalsozialistischen Wehrmacht der heldenmütigen Tradition ihrer Väter und Großväter als würdig zeigten, das beweist heute schon die große Zahl der wegen Tapferkeit vor dem Feinde oder für überragende Leistungen mit dem Eisernen Kreuz aller Klassen ausgezeichneten Offiziere und Mannschaften. Als einziger trägt bisher das Großkreuz des Eisernen Kreuzes 1939 des Führers getreuester Paladin, der geniale Schöpfer der deutschen Luftwaffe, Reichsmarschall Hermann Göring.

So war das Eiserne Kreuz seit seiner Gründung stets der höchste Lohn für Tapferkeit und heldenhaften Einsatz im Kriege. Es ist das hehre Symbol des Kampfes eines Jahrhunderts um deutsche Freiheit, deutsche Einigkeit und deutsche Größe.

Mit größter Aufmerksamkeit waren die Parteigenossen den interessanten Ausfüh-



Ritterkreuz mit Eichenlaub.



E. K. II.

rungen ihres Schulungsleiters gefolgt, der ihnen so viel Neues aus der Geschichte des Eisernen Kreuzes zu erzählen wußte. Nun erst recht wußten sie den volkstümlichen deutschen Kriegsorden zu achten und zu schätzen. Und herzlicher denn je waren die Glückwünsche, die Fritz Kilian nunmehr nochmals zu seiner wohlverdienten Auszeichnung entgegennehmen durfte.

Der deutsche Soldat weiß Tapferkeit mit Menschlichkeit zu paaren.

BISMARCK

Der Erlenteich, Erzählung von Franz Hirtler

Im müden Trab, aber von innerer Erregung keuchend, kam Kuni auf dem Feldweg dahergelaufen, der zum Erlenteich führte. Als er die stille, dunkle, auf einer Seite mit Schilf bewachsene und am anderen Ufer von einigen Erlen beschattete Wasserfläche vor sich sah, blieb er unschlüssig und mit trübheligem Kopfhängen stehen. Alles Unglück der Welt war auf den dreizehnjährigen Jungen hereingebrochen, so daß er, es war nicht das erstemal, aus dem Hause seiner Eltern hatte davonlaufen müssen.

Wohin, das hatte er noch nicht überlegt, nur fort mußte er von dem Orte, wo er so Schreckliches hatte erleben müssen. Die Prügel und die harten Worte, die er tagtäglich erdulden mußte, waren nicht das Schlimmste; das Leben und Atmen war ihm unmöglich geworden in diesem Hause, wo er einen ihm ganz fremden Mann, der ihm durch seine in der Betrunktheit verübten Ausbrüche unheimlich war, Vater nennen sollte.

Einst, als sein richtiger Vater und seine gute Mutter noch lebten, blühten Geranien vor den Fenstern ihres Häuschens und drin hatte das Glück gewohnt, an dem er als kleiner Junge so innigen Anteil hatte. Dann aber hatte ein unbegreifliches Schicksal alles zerstört. Erst war seine Mutter gestorben, und die Stiefmutter, die der Vater ein Jahr darnach ins Haus gebracht hatte, ließ ihn den erlittenen Verlust noch tiefer empfinden, er fühlte, wie eine bittere Einsamkeit sich in sein Gemüt versenkte. Da konnte ihn der zweite Schlag nicht mehr so hart treffen wie der erste: der Vater verunglückte mit seinem Fahrrad tödlich, und die Stiefmutter, die inzwischen zwei eigene Kinder bekommen hatte, wußte keinen anderen Rat, als bald wieder zu heiraten. So hatte er also zur Stiefmutter noch einen Stiefvater erhalten, den Maurer Engesser, der in den trüben Blicken des nun völlig verwaisenen Jungen nur Unzufriedenheit und Vorwürfe las. Kuni, so hatten ihn einst Vater und Mutter gerufen, bekam jeden

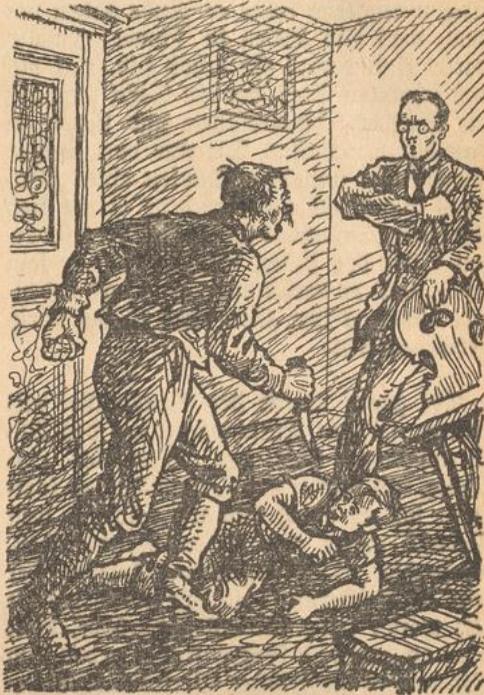
Tag mehr den Haß des Stiefvaters zu spüren, der gerade dann, wenn er aus der Kneipe kam, die Lust verspürte, den stillen Jungen auf seine Weise zu erziehen. Nie mehr hörte Kuni nun sich bei seinem Vornamen nennen. Der Stiefvater rief ihn jetzt nur noch mit seinem Geschlechtsnamen Bodhoff, und die Stiefmutter schien sich verpflichtet zu fühlen, es ihm gleichzutun. So hatte Kuni bei jedem Zuruf seine Fremdheit in der Familie der Stiefeltern fühlen müssen.

Er warf sich erschöpft in das frühlinggrüne Gras am Ufer des Erlenteichs. Ein Zurück in das Haus, wo er einst eine gute Mutter und einen lustigen Vater gehabt hatte, konnte es nimmer geben nach dem, was an diesem Tage geschehen war. Endlich brach ein wildes Weinen aus seinem gequälten Herzen empor und erschütterte seinen Körper. Er dachte an seinen Lehrer, der ihn manchmal bei seinem Vornamen Kuni nannte, und dem er auf seine teilnahmsvollen Fragen ein wenig sein Herz hatte öffnen können. Ihm, dem freundlichen Herrn Anselm Fink, hatte er schluchzend versichert, daß er kein Landstreicher, kein Strolch und Bagabund sei, wenn er auch schon zweimal davongelaufen war aus dem Hause des Maurers Engesser. Fünf Stunden weit war er damals marschiert zu Tante Juliane, die den Sohn ihrer Schwester aufgenommen hatte, bis der Stiefvater seinen Aufenthalt erfahren und durch die Drohung mit der Polizei seine Rückkehr erzwungen hatte. Als er später nach einer wüsten Nacht, in der der aus der Kneipe kommende Stiefvater auch die Stiefmutter mit dem Maurerhammer bedroht hatte, abermals davongelaufen war zur Tante Juliane, hatte diese ihn nicht mehr aufnehmen wollen. In ihrer Angstlichkeit fürchtete sie, dadurch mit der Polizei in Verührung zu kommen, was sie auf jeden Fall für eine Schande vor dem ganzen Dorf hielt. Das hatte er dem Lehrer Fink in zaghaften Worten erzählt. Herr Fink hatte wohl verstanden, um was es

ging, und war schließlich zu dem Stiefvater ins Haus gekommen.

Dort hatte es sich dann abgespielt, was ihn wieder davongejagt hatte aus dem Unglückshause und ihn jetzt in Verzweiflung so zu Boden geworfen hatte, daß er nicht mehr aufzustehen wünschte. Welch furchtbares Erlebnis! Der Stiefvater, in der Meinung, der Lehrer Fink sei gekommen, sich über den Bochoff, den Lumpenkerl und Strolch zu beklagen, hatte gleich begonnen über ihn zu schimpfen. Er hatte ihn aus seinem Winkel hervorgezogen und mit Faustschlägen dem Lehrer überliefert in der Erwartung, nun für seine Gewalttätigkeit noch die Anerkennung der Schule zu erhalten und damit seine stiefväterliche Autorität bestätigt und verstärkt zu finden. Als aber — Runi hatte das nicht anders erwartet — der Lehrer ihn sofort und entschieden in Schutz genommen und einige gute Worte für ihn einzulegen versucht hatte, kniff der Stiefvater die Augen zu, schaute Herrn Fink von unten herauf an, und in der nächsten Minute war ein Streit losgebrochen, bei dem die Stube ganz von dem heiseren Gebrüll des Maurers Engesser erfüllt war. Auf jede beschwichtigende Einwendung des Lehrers erfolgte ein neuer wilder Ausbruch der Wut und schließlich — Runi hatte diesen heftigen Wortwechsel genau verfolgt — hatte der Stiefvater geschrien, ein Lehrer oder ein Vater, der von den Kindern nicht gefürchtet werde, taue nichts! Er werde den Tagdieb, den Ausreißer und Strolch schon in Ordnung bringen... Ganz ruhig hatte der Lehrer ihm dann zu verstehen gegeben, daß ein Mensch, der sich mehrmals in der Woche volltrinke, in diesem Zustand kein Kind erziehen könne. Der Junge habe hier ein Leben, schlimmer und elender als ein Hund! Ja, so hatte der Lehrer gesagt! Es war die Stimme der ewigen Gerechtigkeit und Güte selbst, die da an sein Ohr geklungen hatte. Aber der Stiefvater hatte darauf nur erwidert, das gehe niemand etwas an, und von einem Lehrer lasse er sich schon gar nichts sagen. Der Bochoff sei sein Junge, und den könne er erziehen, wie er wolle! Darauf hatte der Lehrer laut und deutlich ein

entschiedenes Nein ausgesprochen. Der Runi gehöre nicht ihm allein, sondern... wie hatte Herr Fink doch gesagt?... die Volksgemeinschaft, der Staat habe auch ein Anrecht auf den Jungen und könne ihn einem Vater wegnehmen, der nicht imstande sei, ihn zu erziehen. Das hatte den Maurer Engesser in höchste Wut gebracht. „Wegnehmen?“ hatte er gebrüllt und nach einem auf dem Tisch liegenden Messer gegriffen, in der Absicht, sich damit



Das hatte den Maurer Engesser in höchste Wut gebracht.

auf den Lehrer zu stürzen. Das durfte nicht geschehen. Runi erlebte in dem Augenblick, da er verzweifelt auf dem Boden lag, den schrecklichen Vorgang nochmals mit. Ohne sich zu besinnen, hatte er sich dem Stiefvater vor die Füße geworfen, so daß der rasende Mann über ihn hingestürzt war, noch ehe er einen Schritt tun können. In schnellem Zugriff hatte der Lehrer dann dem Maurer das Messer entwunden. Finster blickend, aber nicht mehr zu weiterer Gewalttätigkeit fähig, hatte der Stiefvater sich dann erhoben.

Ein paar bittere, hohnvolle Worte zischte er gegen den Lehrer, jetzt könne er ja den Schandarm holen, so weit habe ihn das Früchtchen gebracht... Vor dem vernichtenden Blick des bösen, grausamen Mannes war Runi dann viele Stunden weit geflohen in der Gewißheit, nie mehr zurückkehren zu können...

Bald klopfte sein Herz ruhiger. Ein tiefes Aufatmen befreite ihn von würgender Angst; er konnte nachdenken über das, was nun kommen konnte. Einen halben Tag wenigstens sollte er Ruhe haben vor dem, was sein Leben so schwer gemacht hatte. Und dann? Er erhob sich, trat auf den schmalen Steg, der ein Stück weit auf die Seefläche hinausführte und starrte in das dunkle Wasser. Die nur von einigen Vogelrufen und dem Quaken eines Frosches manchmal unterbrochene Stille ließ ihn seine Einsamkeit fühlen. In der schwarzen Tiefe des stillen Wassers sah er sein Bild, und er wußte nun, was das bedeutete und was ihm allein noch zu tun übrig geblieben war.

*

Als gegen Abend der Bruchmüller mit seinem leichten Rutschwägelchen den Abkürzungsweg über den Erlenteich einschlug, um rascher zur Bruchmühle zu kommen, sah er einen Jungen rasch in dem Gebüsch unter den Erlen verschwinden. Er dachte, es sei irgendein Bursche, der dort verbotenerweise gefischt hatte, machte sich weiter keine Gedanken darüber, hielt aber an, um dem Fahrgast, der neben ihm saß, den in malerischer Verträumtheit daliegenden Erlenteich zu zeigen. Der Bruchmüller wußte dem Forstrat, der daran war, sein neues Revier kennen zu lernen und in der stattlichen Bruchmühle einige Tage Quartier nehmen wollte, nicht viel über den Erlenteich zu sagen, und so kam er darauf, ihm die alte Sage zu erzählen, daß hier die Erlengotti hause, eine gespenstische Frau, die sich aber nur dann zeige, wenn ein fruchtbares Jahr in Aussicht stehe. Der Jugend sage man in der ganzen Gegend, die noch ungeborenen Kinder lägen in der Tiefe des Teichs und würden von der Erlengotti nachts heimlich in die Häuser gebracht. Der Forstrat

nichte in höflicher Aufmerksamkeit und steckte sich dann eine Zigarre an. Ja, freilich, meinte er, die Fruchtbarkeit, überhaupt alles Leben, sei im Wasser zu Hause. Alles, was lebe, sei früher einmal im Wasser geschwommen. Dem Bruchmüller schien das nicht recht ernst gemeint; er lachte etwas unbestimmt und erklärte halb spaßhaft, wenn er die Erlengotti einmal treffe, wolle er eine Bestellung bei ihr machen, zu ihm habe sie leider noch nie den Weg gefunden. Der Forstrat spürte, daß der Bruchmüller mit einem etwas erzwungenen Scherz eine ihn ernst stimmende Angelegenheit berührt hatte; denn er wußte, daß dem in bestem Wohlstand lebenden Mann keine Kinder beschieden waren. Wie sehr dem rüstigen Fünfziger das zu Herzen ging, konnte der Forstrat noch am Abend dieses Tages erfahren, da ihm der Bruchmüller in seiner behaglich eingerichteten guten Stube, nachdem er ihm einige alte Pläne und Bilder der Bruchmühle gezeigt hatte, auch einen Einblick gab in eine Mappe mit sorgfältig ausgeführten Stammbäumen und Ahnentafeln. Dabei lagen auch einige wohlerhaltene alte Urkunden, die sich auf die Vorfahren des Bruchmüllers bezogen und seine durch zwei Jahrhunderte im Besitz seiner Familie befindende stattliche Mühle, zu der nun auch noch ein Sägewerk und ein kleines elektrisches Kraftwerk gehörte. Was die Sorgsamkeit der früheren Verwahrer dieser Papiere ihm in die Hände gegeben hatte, das hatte der Bruchmüller durch zähes und eifriges Nachforschen vermehrt und ausgebaut. So hatte ihn der Zufall eine alte Handschrift auffinden lassen, in der sein Urahn Meinrad Wallbrunn seine Erlebnisse während der Kriege Napoleons aufgezeichnet hatte. Vor dem wackeren Mann, der mit Andreas Hofer in Tirol als Freiwilliger gekämpft und nachher noch in Aspern gegen den Franzosenkaiser gestanden hatte, mußte man alle Achtung haben. Drunten im alten Dorfkirchhof an der Mauer verkündete ein verwitterter Grabstein jetzt noch das Ansehen, das er einst in der ganzen Gegend genossen hatte. Durch alle diese liebevolle Beschäftigung mit seinen Ahnen und mit den Papieren,

die von ihnen Kunde gaben, ging unausgesprochen aber doch fühlbar der schwermütige Gedanke des Bruchmüllers, daß mit ihm, der keine Nachkommen hatte, die Ahnenreihe endgültig abgeschlossen war. Er äußerte in dieser Abendstunde dem Forstrat gegenüber, es läge ihm eigentlich gar nicht mehr viel daran, seinen schönen Besitz zu erhalten. Seine Erben würden den ganzen ihnen gleichgültigen Kram an weiß Gott wen verkaufen und das Geld verteilen. Wohin dann die Papiere in der Truhe kämen, das wisse er nicht. . . . Es war gut, daß der Bruchmüller darnach durch einige lustige Jagdgeschichten des Forstrats auf andere Gedanken gebracht wurde und schließlich noch bei einer mit seinem Gast getrunkenen Flasche Wein die übermütige Hoffnung aussprach, daß bezüglich des Nachwuchses in der Bruchmühle noch nicht aller Tage Abend geworden sei, worauf der Forstrat der Frau des Hauses lachend und glückwünschend zutrank.

*

Runi hatte, von seinen trostlosen Gedanken niedergedrückt und unfähig, das auszuführen, was ihm in der Verzweiflung eingefallen war, in einer am Erlenteich stehenden Bretterhütte auf einem Haufen Schilf liegend die Nacht zugebracht, von der er sich weinend sagte, daß es seine letzte sein müsse. Als er in den hellen Frühlingmorgen hinein erwachte, die Vögel singen und die Frösche quaken hörte, erfüllte ihn ein seltsamer Drang, zu leben und froh zu sein trotz allem. Aber wie er es sich auch dachte, dieses Weiterleben in den nächsten Tagen, überall stellten sich ihm wie Gespenster die Erlebnisse des vorangegangenen Tages in den Weg. Er spürte plötzlich auch einen nagenden Hunger, der ihn seine Verlassenheit noch deutlicher empfinden ließ. Bei Tante Juliane konnte er keine Zuflucht mehr finden. Wo also sollte er hin? Nicht einmal ein Stück Brot oder ein Glas Milch konnte er irgendwo erwarten. Als er wieder auf dem schmalen Steg über der stillen Wasserfläche stand und in der dunklen Tiefe sein Spiegelbild sah, fiel ihm das Märchen ein, in dem ein einsames gequältes Kind, das in einen

Brunnen gefallen war, dort drunten ein neues Leben gefunden hatte. Einen Baum mit schönen reifen Äpfeln, einen Backofen voll frischem guten Brot und eine freundliche Frau — .

Da hörte er plötzlich Männerstimmen ganz in der Nähe. Ihm war, als wankten die Bretter des Stegs unter seinen Füßen. Willenlos glitt er in das Wasser hinab, das ihn mild aufnahm und vor allen Verfolgern verbarg. . . .

Aber als die äußerste Lebensnot, die zuletzt noch wild in ihm aufgestiegen war, schon fast ausgekämpft war, riß ihn plötzlich etwas aus dem Nichts empor ins Helle. Zwei Männer standen über ihn gebeugt, die zu ihm etwas Ermunterndes sprachen und seine Arme bewegten. Er schloß die Augen und atmete erschauernd die frische Luft ein. In dumpfer Erschöpfung, die alles Denken von ihm fernhielt, lag er lange unbeweglich da. Dann geschah etwas mit ihm; er spürte, daß sein Körper auf weicher Unterlage rüttelnd bewegt wurde, begriff aber nicht, was vorging.

Aus einem seltsamen Dämmerzustand erwachte er mit dem wunderlichen Gefühl, daß er etwas schlucke. Er sah sich in einer freundlichen Stube; eine Frau hatte ihm aus einer Tasse zu trinken gegeben. Milch. Süße, warme Milch. Aber das war kein Märchentraum. Allmählich wurde ihm klar, was geschehen war, und wo er sich befand. Der Bruchmüller, der mit dem neuen Forstrat am Erlenteich vorübergekommen war, hatte ihn aus dem Wasser herausgeholt, ihn ins Leben zurückgerufen und in die Bruchmühle gebracht.

*

Der Lehrer Anselm Fink, der noch an diesem Tage Kunde davon erhalten hatte, daß man seinen Schüler aus dem Erlenteich, in den er aus Verzweiflung gesprungen war, herausgeholt und wieder zum Leben erweckt hatte, kam auf seinem Rad zur Bruchmühle gefahren und traf dort Runi auf einer Bank im Garten sitzend, eingehüllt in einen ihm viel zu weiten Anzug des Bruchmüllers und betreut von dessen Frau. Die Augen des Knaben waren weit geöffnet, aber sie schienen von der

Gartenherrlichkeit nichts zu sehen, sie schauten verwundert und fragend in das Himmelsblau. Raun mehr als Namen und Herkunft des aus dem Erlenteich Geborenen hatte man von Runi erfahren können, aber auf rührende Weise brachte er seine kindliche Dankbarkeit zum Ausdruck, indem er die Augen schloß und lächelte. So tat er auch, als der Lehrer auf ihn zutrat und ihm die Hand reichte mit einem Blick,



Dann wäre es ein großes Glück, wenn man in ihm einen Sohn und künftigen Erben bekommen hätte.

in dem Runi das tiefe Verstehen seiner notvollen Erlebnisse spürte. Nur mit wenigen Worten kam der Lehrer Fink auf die bösen Vorgänge im Haus der Stiefeltern und auf die Verzweiflungstat Runis zu sprechen, und er versicherte dem Knaben, es werde alles wieder gut, er brauche nicht mehr dorthin zurückkehren, wo es ihm so schlecht ergangen war. Vorerst, so habe der Brudmüller ihm gesagt, könne er bei den guten Leuten hier bleiben, für später werde man um ihn besorgt sein. Runi atmete tief auf, als er so an sein Elend erinnert wurde und zugleich erfuhr, wie freundliche Menschen sich um ihn bekümmerten.

Als seine beiden Retter, der Brud-

müller und sein jagdlich gekleideter Gast, sich bei dem Lehrer und Runi einfanden, war dieser schon viel mehr als bisher bereit, Auskunft zu geben über sich und seine Erlebnisse. Der Forstrat fragte mit mildem spöttischen Lächeln, was Runi in der Tiefe des Erlenteichs eigentlich gesucht habe. Etwa die noch ungeborenen Kinder, die die Erlengotti hütete? Die müsse man in Ruhe lassen, denn die dulden keine lebendige Menschenseele dort unten. Der Brudmüller aber war neugierig zu erfahren, wen er eigentlich aus dem Wasser geborgen hatte; er fragte nach den Eltern und Großeltern, den Onkeln und Tanten Runis; denn er glaubte einen Menschen erst richtig zu kennen, wenn er wußte, von wem er abstammte. Als ihm Runi auf seine jeder Einzelheit geduldig nachspürenden Fragen bereitwillig Antwort gab und dabei den Namen seiner Großmutter, einer geborenen Wallbrunn, nannte, wurde die Anteilnahme des Brudmüllers an dem Knaben erst richtig wach. Freilich wußte Runi ihm nicht zu sagen, ob diese Frau von dem Korporal Meinrad Wallbrunn abstamme, dessen Kriegserlebnisse dem Brudmüller bekannt waren. Es wurde beschlossen, für Runi zu tun, was man irgendwie konnte.

Schon am folgenden Tage erkundigte sich der Brudmüller bei den Behörden, was mit dem Knaben geschehen solle, der nach dem Vorgefallenen nicht mehr zu seinen Stiefeltern zurückkehren konnte. Dem Verbleib des Knaben in der Brudmühle stand nichts entgegen, und um Runis willen wollte man auch gegen den Maurer Engesser wegen seines rohen Angriffs auf den Lehrer nichts unternehmen in der Erwartung, daß er künftig sich manierlich verhalten werde.

Nach einigen Tagen war Runi aus seiner dumpfen Bedrücktheit völlig erwacht. Ihm kam das Leben in der Brudmühle wie ein schöner Traum vor, in dem ihn manchmal nur der Gedanke ängstigte, eines Tages könne er daraus erwachen und sich wieder in seinem alten Elend befinden. Er ging nun in die Schule in Schöngereut, wohin er einen Weg von einer halben Stunde zurückzulegen hatte. Ein Fahrrad

stand bereit für ihn; er hoffte, daß er schon bald die Kunst erlernt haben werde, damit auf der Straße dahinzufahren.

Eines Abends, als Runi schon im Stubezimmer der Mühle zu Bett gegangen war, wandte die Brudmüllerin sich von ihrer Näharbeit an ihren Mann mit der Frage, ob sich der Maurer Engesser nicht mehr um seinen Stieffohn kümmern. Manchmal beunruhige sie der Gedanke, der Mann könne eines Tages in der Mühle erscheinen, Runi zu holen. Der Brudmüller beruhigte sie, das sei nicht zu fürchten. Er selbst habe mit dem ziemlich heruntergekommenen Kerl gesprochen und dieser habe, unter Schimpfereien zwar, aber doch ohne ernstliche Widerrede sein Einverständnis mit dem Verbleib Runis in der Brudmühle zu erkennen gegeben, ja es habe — hier unterbrach der Müller seine Rede und griff nach einer seiner Mappen. Aus den wohlgeordneten Blättern holte er eines hervor mit der Aufzeichnung der Nachkommen jenes wackeren Meinrad

Wallbrunn. Es habe sich herausgestellt, daß Runi durch seine Großmutter von dem Manne abstamme, dessen Grabstein im Schöngereuter Kirchhof noch jetzt Kunde gebe von dem hohen Ansehen, das Meinrad Wallbrunn einst genoss, und dessen aufrechtes und biederes Wesen aus seinen Lebenserinnerungen spreche. Der Junge gehöre also in die eigene Verwandtschaft, und darum habe er schon daran gedacht, ob es nicht recht wäre, ihn als seinen Sohn anzunehmen. Er wolle das freilich nicht überstürzen; ein Jahr oder zwei müsse man noch zusehen, wie sich Runi entwickle, dann wäre es ein großes Glück, wenn man in ihm einen Sohn und künftigen Erben bekommen hätte.

Die Frau des Müllers konnte vor Ueberraschung und Freude nicht gleich antworten. Sie hielt das Blatt mit den Nachkommenschaften Meinrad Wallbrunns in den Händen und sagte schließlich bewegt, nun sei ihnen doch noch aus dem Erlenteich ein Sohn geschenkt worden!



Die volksdeutsche Umsiedlung in geschichtlicher Schau

Von Dr. Franz Lüdtké

Das Geschehen, in dessen Erleben unsere Gegenwart steht, ist so über alle Maßen gewaltig, daß uns die Maßstäbe zu Vergleichen mit früheren Zeiten fehlen. Denn alles, was in diesen schicksalhaften Jahren geschieht, trägt den Charakter des Revolutionären. Die Weltanschauung, die Staatskunst, die Kriegskunst sind revolutionär geworden. Erst eine spätere Zeit wird den ungeheuren Abstand ermessen

können, in dem die Gegenwart zur Vergangenheit steht, und künftige Geschlechter werden das unsere beneiden, weil es gewürdigt wurde, den jungen Morgen und die erste Frühe eines neuen weltgeschichtlichen Zeitalters zu schauen.

Dabei sieht alles beinahe einfach und wie selbstverständlich aus, so als wenn es gar nicht anders sein könnte. Ein begnadeter Führer steht da, er hat die Macht,

doch er hat mehr als die Macht: er hat die tiefste Einsicht in alles, was war und in alles, was sein wird. In seinem Geist zeichnen sich die Jahrtausende ab. Er aber wird zum Lenker nicht nur des Augenblicks, sondern zum Wegbereiter der Zukunft, und ungezählte Einzelschicksale erhalten ihre Formung und ihren Sinn aus der weltbewegenden Kraft seines Führertums.

So ist es auch bei dem Geschehen, das wir mit dem Wort „Umsiedlung“ benennen. Menschen, Sippen, ganze große Gemeinschaften, deren Vorfahren vor vielen Jahrhunderten in die Ferne zogen, wo sie — im Guten, doch auch im Schweren und Schwersten — Nahrung, Boden, Heimat fanden, kehren ins Mutterland, in das Großdeutsche Reich zurück, einfach weil Adolf Hitler sie rief. Er befahl nicht, er rief. Und sie kamen und kommen. Wie wäre etwas auch nur Uebliches ehemals möglich gewesen! Kein Kaiser, kein Kanzler, keine Volksvertretung hätte es zuwege gebracht! Der Führer aber ruft, er ordnet, seine Männer sind auf dem Plan, und der große Tred gerät in Bewegung. Tausende, Zehntausende, Hunderttausende verlassen ihr Land, mitten in härtestem Winter, nur mit dem Ziel des vielen fast unbekanntes Deutschland, nur mit dem Wissen im Herzen, daß der Führer, der rief, auch ihr Führer ist. Nichts ist ergreifender, als was uns Kurt Rölisch, der saarpfälzische Dichter, der auch bei der Umsiedlung half, von den galiziendeutschen Bauern berichtet. „Unser Vater hat uns gerufen“, sagten sie, wenn sie die Grenze überschritten; „nun sind wir da.“

Unser Vater, das ist Adolf Hitler. Gibt es eine wundervollere Bezeichnung für ihn? Ich glaube: nein. In „unser Vater“ ist alles enthalten.

Umsiedlungen sind ein Teil der Völker- und Volkswanderungen, aus denen die Menschheitsgeschichte besteht. Solange es Menschen auf der Erde gibt, sind sie gewandert. Die Funde vorgeschichtlicher Kulturen sind ebenso Beweis dafür wie die Tatsachen der Gegenwart. Dort berichten die Gräber, hier die Zeitungen und der Rundfunk davon. Das ist der Unter-

schied, nicht in der Sache, sondern darin, wie wir von ihr erfahren. Sonst ist es das gleiche: seit Anbeginn der menschheitlichen Geschichte wandern die Bewohner der Erde, wandern als Einzelne, als Sippen, als Gemeinschaften, als Völker. Meist war es der Hunger, das Nahrungsbedürfnis, die Sehnsucht nach fruchtbarerem Boden, der Lebenswille, der sie wandern hieß. Zuweilen auch Eroberungslust, Abenteuerdrang, oder auch Furcht vor dem Feinde. Der Gründe gibt es viele. Aber der Wunsch war stets derselbe: Neuland, darin zu leben, Raum für kommende Geschlechter.

Zumeist war eine solche Wanderung ein Verlassen der Väterheimat, ein Weg in die Fremde, ins Ungewisse. Vielfach mußte das Schwert ihn erst bahnen. Selten sind Völkerwanderungen ganz friedlich verlaufen. Aus dem Norden Europas strömten die Indogermanen ab, über den ganzen Erdteil, dann bis Iran und Indien. Die arischen Wanderungen haben die Welt umgestaltet. Der Norden gab immer wieder seine Menschen ab, aus Germanien zogen Goten und Burgunder, Wandalen und Langobarden und viele andere Stämme, nachdem schon vor der Zeitwende die Kimbern und Teutonen den Tred zum Süden gewagt hatten. Das Mittelalter brachte die Wendung und mit ihr die Wanderung der Deutschen in den Osten, der einst germanisch gewesen war. Das Land bis zur Weichsel hin wurde eingedeutscht, und im baltischen Raum, in polnischer Umwelt, in Ungarn, in Siebenbürgen, auf dem Balkan, an der Wolga, im Kaukasus erklangen deutsche Worte und Lieder. Es war ein Siegeszug deutscher Kultur in Osteuropa; das germanische Recht der Freiheit und die stolze Kunst der Gotik zeugen von ihm.

Aber es gab noch andere Wanderungen. Viele zwang die Not in fremde Dienste, aus denen sie nie mehr zurückkehrten. Die deutschen Landsknechte und die deutschschweizerischen Reisläufer verbluteten um Geld für fremde Interessen; oft mußte deutsches Blut gegen Deutsche kämpfen. Andere wurden in ein verheißungsvolles Neuland jenseits der Ozeane getrieben.

Die bittere Not daheim ließ sie eine Zukunft suchen, die ihnen die Heimat versagte. Das Deutschland des 19. Jahrhunderts konnte seine Kinder nicht halten. Menschen waren nicht mehr Reichtum, sondern Last. Der Liberalismus tötete die völkische Substanz; er dachte ja auch nicht in lebendigen Menschen, sondern in Ziffern und Umsätzen, in Banknoten und Steuern. Der Tod siegte über das Leben — viele unserer besten Volksgenossen mußten es erfahren. Wer aber sich durchschlug und durchrang, war in der Gefahr, sein Volkstum zu verlieren. So sind uns Millionen deutscher Menschen verloren gegangen. Der Verlust an deutschem Blut in den beiden letzten Jahrtausenden unserer Geschichte ist ungeheuer! Wir kennen nur die Zahlen seit dem vergangenen Jahrhundert — sie reden eine furchtbare Sprache. Ein paar nur: Im Jahre 1854 wanderte eine volle Viertelmillion aus Deutschland ab, 1881 fast ebensoviel. Wie anders hätte sich unsere Geschichte entwickelt, wenn wir diese Massen wagemütiger Menschen im Lande behalten hätten! So sind viele von ihnen zugrunde gegangen, andere haben mit ihrer Kraft, ihrem Können fremde, oft übelwollende feindliche Staaten gestärkt. Nur in geschlossenen Siedlungen vermochten sie ihr Volkstum zu bewahren, waren dann freilich auch schwerer Drangsal ausgesetzt. Das alles wird nun anders durch die revolutionäre Tat des Führers, durch die Wendung, die er dem geschichtlichen Ablauf gab.

Haben bisher die völkischen Wanderungen der deutschen Geschichte einesteils zwar, besonders im Osten, zur Ausweitung unseres Raumes und zur Wiedergewinnung germanischen Volksbodens geführt, so endeten sie oft doch (selbst im Osten vielfach!) mit einem schweren Verlust an Blut und Art, an biologischer Substanz. Das Reich Adolf Hitlers, das nationalsozialistische Deutschland, kann diese Verluste nicht mehr dulden. Jeder arthafte, arbeitsgewillte Deutsche ist ihm wertvoll, der Einsatz eines jeden ist notwendig — wohl sind wir ein „Volk ohne Raum“, aber deshalb wollen wir nicht Volk abgeben wie das letzte Jahrhundert, sondern

Raum gewinnen, deutschen Raum für deutsche Menschen.

Dieser Wille ist nicht userlos, nicht phantastisch, sondern rechnet mit den Realitäten des Lebens, namentlich in der Politik und in den Beziehungen zu den großen Nachbarvölkern des Reiches. Mit allen hat der Führer auf friedlichem Wege Möglichkeiten guten Nebeneinanderlebens gesucht, unter Wahrung der völkischen Belange des eigenen Volkstums unter fremder Staatshoheit, so in der Tschechei und in Polen. Doch dem stand Versailles entgegen, das Versailles der Franzosen und Briten, jenes Versailles, das ein neues Europa bauen sollte und doch europafeindlich war. Die deutschen Volksgenossen haben in diesem unmöglichen Europa gelitten, sind entwürdigt, entrechtet, mißhandelt, ermordet worden — so lange, bis der Führer schließlich Gewalt gegen Gewalt setzte. Das deutsche Heer marschierte.

Waren in den Jahren zuvor schon die Ostmark, das Sudetenland, Böhmen und das Memelgebiet zum Reich zurückgeführt, so erlebten jetzt Danzig, die Gaue an Weichsel und Warthe sowie Elsaß und Lothringen das gleiche Glück, ebenso Cuppen und Malmedy. Überall kann sich jetzt hier unter deutscher Hoheit das bisher geknechtete Deutschtum in neuer Freiheit entfalten. Wir sind wirklich das „Großdeutsche Reich“ geworden. Aber auch dort, wo die deutschen Waffen nicht sprachen, änderte und besserte sich das Los unserer Volksgruppen. Das galt insonderheit für den Donaauraum und den Balkan. Die britisch-französische Suggestion schwand, die Wertung alles Deutschen stieg, und die fühle politische Vernunft veranlaßte die Leiter manches fremden Staates zu einer wirklichkeitsnäheren Haltung.

In dieser Gesamtlage erschien es dem Führer notwendig, dem werdenden neuen Europa von vornherein Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Deshalb entschloß er sich, eine Umsiedlung großen Stils vorzunehmen, eine Rückführung der deutschen Volksgruppen in den gesicherten Raum des Reiches. Die Deutschen aus den baltischen Staaten, aus Galizien und Wolhynien, aus Südtirol wurden ein-

geladen, heimzukehren in das mächtige, nationalsozialistische Großdeutschland und hier mitzuwirken an seinem Aufbau, seinem Erblühen, seiner Zukunft. Was in fremder Umwelt vielfach nur noch als „verlorener Haufe“ gelten konnte, wurde so für das Ganze der Nation gerettet. In der Tat: der Führer rief, und alle, alle kamen!

Besonders wichtig wurde diese völkische Rückwanderung im Osten des Reiches. Denn hier war durch die polnische Mißwirtschaft und durch den Zwang, das eingedrungene Polentum wieder auszugliedern und den Boden deutschen Bauern zu übergeben, eine gewaltige Aufgabe zu lösen. Darum hieß es, die Volksdeutschen aus dem Baltikum und den an Sowjetrußland gefallenem Teilen des untergegangenen polnischen Staates in die neuen Reichsgaue des Ostens, den Reichsgau Danzig-Westpreußen und den Warthegau, sowie in die vergrößerten Gaue Schlesiens und Ostpreußen zu führen. Hier an des Reiches Ostfront bilden nun die Deutschen — ob sie hier bodenständig, ob sie aus dem Altreich oder aus baltischen, galizischen und wolhynischen Bezirken zugewandert sind — die feste Wehr der Nation. Konnte das Deutschtum der alten Provinz Posen 1918/19 von den aufständischen Polen überrannt werden, weil eine frühere Zeit die restlose Eindeutschung des Ostens versäumt hatte, konnten wir durch Versailles außer Posen auch einen Großteil Westpreußens und Oberschlesiens, dazu ostpreußische, pommersche, niederschlesische Gebiete und selbst ein Stückchen brandenburgischen Landes verlieren, so wird durch die Ausgliederung eines fremdstämmigen Volkstums und Ansetzung deutscher Bauern ein derartiges Schicksal für immer unmöglich gemacht. Der kulturelle Aufbau des Ostens, seine wirtschaftliche Neuerschließung und seine völkische Verteidigung sind nunmehr mit in die Hand der heimgeführten deutschen Volksgruppen gelegt.

Daß diese Umsiedlung vor allem eine bäuerliche ist, liegt auf der Hand. Denn der Osten ist in hohem Maße Agrarland, und jeder Boden gehört in Wahrheit dem, der ihn bearbeitet, der den Pflug darüber

führt. Ein Land gewinnt seinen völkischen Charakter erst durch die Bauern. Deutsche Bauern werden in Zukunft unseren Osten völlig und restlos deutsch gestalten! Daß außer dieser bäuerlichen Siedlung der Zuwachs an andersberuflichen Kräften, an Ärzten, Lehrern, Handwerkern, Angestellten, Arbeitern, auch an Künstlern, hochwillkommen ist, braucht kaum betont zu werden. Der Osten braucht Menschen, viele Menschen, in Stadt und Land. Der Ruf des Ostens klingt über das ganze Reich. Auch die einst durch polnische Willkür aus der Heimat verdrängten und vertriebenen Ostdeutschen kehren wieder zurück, und viel Jugend wird ins Ostland kommen, um es für Reich und Volk endgültig und für alle Zukunft zu gewinnen. Jüngere Bauernsöhne werden wie einst im Mittelalter hier Höfe erhalten, und das alte flämische Wanderlied: „Nach Ostland wollen wir reiten!“ wird im 20. Jahrhundert wieder zur Wirklichkeit. Daß die Ansetzung dieses Neubauerntums unter rassistisch-biologischen, erbgesundheitlichen Gesichtspunkten erfolgt, ist selbstverständlich. Dafür bürgt unser Reichsbauernführer R. Walther Darré, der hier eines der größten Siedlungswerke unserer Geschichte in Angriff genommen hat. Etwa 70 000 Baltendeutsche, rund 120 000 Galizien- und Wolhyniendeutsche werden mit anderen Heimkehrern sowie mit Hunderttausenden aus dem Altreich die letzte und unabänderliche Einfügung altgermanischen und altdutschen Bodens ins Reich Adolf Hitlers vornehmen, als treue Kameraden der bodenverbundenen Volksdeutschen, die unter zwanzigjährigem polnischen Terror, auf den Todesmärschen, am Bromberger Blutsonntag, und durch den überall aufblühenden Blutausch eines vertierten Volkes Unsägliches erduldet hatten. Die 60 000, die allein im September 1939 hingerichtet wurden und denen das Schicksal das Erlebnis der Befreiung versagte, sind nicht umsonst gestorben. Auch ihr Opfer bahnte der Nation den Weg in die Zukunft, durch Nacht zum Licht. Die Ehrenfriedhöfe, auf denen ihre gequälten Leiber bestattet wurden, werden heilige Stätten unseres ganzen Volkes sein; doch die an

ihre Stelle traten, wissen um die Größe ihres Opfers und werden sich in treuester Arbeit am ostdeutschen, blutgetränkten Boden jener würdig erweisen.

Auch im Westen des Reiches werden viele, die einst in den Jahren der Schmach Zuflucht im Altreich fanden oder nach Frankreich verschleppt und abgedrängt wurden, zurückkehren zu ihrer elsässischen und lothringischen Heimat. Das alte Alemannen- und Frankenland ist jetzt ja auch befreit, erlöst, wiedervereint mit dem großdeutschen Vater- und Mutterlande! Der Vorgang völkischer Umsiedlung wird auch diese Grenzgebiete, wird unsere vielumkämpfte Westmark enger an das Reich schließen als je zuvor! Nie ist in unseren Herzen das Lied von Straßburg, der

wunderschönen Stadt, verklungen — und nun wehen vom Münsterturm, von dem voreinst der junge Goethe ins deutsche Elsaß schaute, die Fahnen mit dem Zeichen des Lichtes, dem Hakenkreuz. Überall hat die große Heimkehr begonnen; sie zeugt von einer geschichtlichen Wende, sie ist selbst weltgeschichtliche Revolution. Eine Volksgemeinschaft vollendet sich in den Kämpfen und Stürmen der Zeit, und über allen steht die Treue — jene Treue, die aus dem schlichten Liede eines galizien-deutschen Bauern spricht:

„So wandern aus dem Heim wir fort
der deutschen Heimat zu
und finden da den sichern Hort
und die ersehnte Ruh!“



Von Josef Magnus Wehner

Fräulein Eugenie geht über Land. Gerade ehe der Wetterhahn der großen Dorfkirche hinter dem Wacktküppel verschwindet, hat sie dem Herrn Lehrer, ihrem Bruder, die Hand gegeben. Er schleppt nun feuchend sein Junggesellenhäuchlein den Hügel hinauf, heimwärts, sie aber eilt den verschneiten Feldweg hinab zur Stadt.

Die lichtlose graublaue Himmelskugel atmet milde Wärme. Ein paar Schneeflocken blinzeln an ihr vorbei, unentschieden und leise, kein Wind geht. Es ist feierlich und leer über dem Felde. So sieht den Kindern die Welt aus, wenn sie morgens aus einem Traume aufwachen und erst lange umherblicken, ehe sie zu weinen anfangen.

Fräulein Eugenie ist kein Kind mehr. Sie ist Anfang dreißig, und die gebrannten Lötlchen, die in ihre Stirn fallen, verdecken nicht ohne Absicht ein paar krause Fältchen. Übrigens macht das nichts; Fräulein Eugenie ist anderswo noch schön und jung genug: man muß nur diesen feingeschnittenen Mund anschauen, hinter dessen Winkeln jener ebenso winzige wie gefährliche Gott sitzt, in sehr versteckten Grübchen, die sich nur beim Lachen öffnen. Jetzt freilich, da sie nicht lacht, ist dieser schöne Mund fast zu üppig für eine dreißigjährige Jungfrau, die höchstens zwei- oder dreimal in ihrem Leben geküßt hat.

Nein, sie lacht gar nicht, es ist ihr sogar ein wenig weinerlich zumute, als sie sich nun umwendet und auf der Höhe des Hügels, triumphierend in das gelbe Band des Horizonts gehoben, plötzlich zwei Menschen erblickt. Es scheint freilich nur einer zu sein, so eng stehen die beiden aneinander im fahlen Lichte des unteren Himmels, ihr Bruder und die junge Witwe, die er angeblich schon auf dem Seminar kennengelernt hat. Gestern ist sie angekommen, die Mutter hat sie einladen müssen, der Bruder hat es so gewollt. Und Eugenie wird es nicht hindern können, daß sie länger dableiben wird, vielleicht für immer. Ja wirklich, sie stehen immer noch da oben im Himmel wie angefroren! Darum ist sie ja auch über die Feiertage zur Base in die Stadt gegangen . . . Sie wird da überflüssig werden . . .

Ihr Herz tut weh, wenn sie an den Bruder denkt, dem sie jetzt zehn Jahre gedient hat wie eine Magd, ohne nach ihrem Glücke zu fragen.

Sie wendet sich nun nicht mehr um. Dann, auf einmal, stampft sie zornig mit dem Fuße auf, sehr zornig, zweimal, mit dem linken Fuß, weil über dem rechten der geraffte Rock sich bauscht. Es ist doch in der That einfach lächerlich, daß ihr gerade in diesem Augenblick der Kaufmann Günther einfällt, der Kolonialwarengünther, der Wittwer aus der kleinen Stadt, der sich das ganze letzte Jahr ein wenig auffällig um sie bemüht hat. Als ob sie jemals ernstlich an ihn gedacht hätte! An einen Städter! Sie hat ihn immer abfahren lassen. Und er?

„Es eilt ja nicht“, hat er immer wieder gesagt und sie mit unverschämter Ruhe angeschaut, als werde sie später doch einmal ja sagen, ob sie wolle oder nicht.

Ja, nun denkt sie ja doch an ihn, wie? Sie schlägt sich an die Stirn, sie regt sich auf, und plötzlich lacht sie verhohlen und ein bißchen grausam. Sie hat sich eben ausgedacht, wenn sie ihn mit der Witwe zusammenbinden könnte, die eben am Halse des Bruders . . .

Und da hat sie sich schon wieder umgewandt. Bei Gott — die beiden stehen immer noch dort oben! Wollen sie in den Himmel fahren? Man sollte sie einmauern, sie würden es wahrscheinlich gar nicht merken, so selig sind sie!

Fräulein Eugenie hat die Arme in die Hüften gestemmt. Will sie predigen oder ist dies nur der Ausdruck stummer Enttäuschung? Ach nein, es ist nur Hilflosigkeit. Denn eben sinken ihr langsam die Arme . . . Und sie will sich wieder abwenden . . .

Aber da pfeift jemand! Fräulein Eugenie erschrickt. Wo kommt so schnell ein Mann her? Eben war doch das Feld noch leer wie am ersten Schöpfungstage! Soll sie sich umwenden? Es muß ein Städter sein, der Mann; er flötet so zärtlich und doch so kühn.

Hätte sie sich lieber nicht umgewendet! Ihre Knie werden kalt und weich, denn es ist niemand anders als Herr Günther, der da durch den Rauch der Dämmerung herankommt.

Sie hat gerade noch Zeit, zornig zu werden, da schwenkt jener schon seinen steifen Hut und grüßt sie mit einer langwierigen Verbeugung. Er dreht sich in den Hüften, denkt sie. Wie lächerlich! Sie sieht auch sofort, daß er graue Lederhandschuhe trägt und einen schwarzen Mantel aus guter Wolle, der auf Taille gearbeitet ist. Indessen sagt sie nur: „Sie haben mich schön erschreckt mit Ihrem Pfeifen. Und wo wollen Sie denn zu dieser Zeit hin?“

„Es war der Pariser Einzugsmarsch“, bemerkte Herr Günther, indem er lustig mit den Augen zwinkerte, „und ich habe ihn gepfiffen, einmal weil mir Ihre Base gestattet hat, Sie einzuholen, und dann auch allgemein, aus Zartgefühl, um Sie

nicht zu überraschen. Sie wendeten mir Ihren schönen Rücken zu!"

Sie war nun fast neugierig, wie er sich nun weiter benehmen werde.

Aber Kaufmann Günther benahm sich nicht anders, als ein reifer Mann, der ein widerspenstiges Mädchen zu seiner Frau machen will. Er sprach mitnichten von Liebesdingen, sondern er erzählte von seinen Reisen, die er als junger Mann in alle Landschaften Deutschlands unternommen hatte; er sprach nie von sich, er schien sich überhaupt nicht zu kennen, er sprach immer nur von der großen Schönheit der Welt und ihrer Menschen, und auf einmal war er bei seiner Frau angelangt und erzählte sehr langsam und, wie es Eugenie schien, auch innig von der Mädchenzeit der schönen Jungfrau, wie spröde und lieblich sie gewesen sei und wie er langsam, sehr langsam, ihr Herz aufgeschlossen habe. Und plötzlich war es Eugenie, als gehe sie im Traum, als erzähle der Mann von ihr. Ihr Herz kloppte stark und sie fürchtete jeden Augenblick, jetzt werde jener ihre Hand ergreifen und vielleicht gar auf die Knie fallen.

Aber nein, Jungfrau Eugenie, hab' doch nicht so viel Angst! Wenn du jetzt sprechen müßtest und deine Stimme zitterte, müßte „jener“ ja glauben, er sei es, der dein Herz zum Zittern gebracht habe. Und dem ist doch keineswegs so, nicht wahr?

Gewiß nicht! Dem war keineswegs so! Denn als nun Günther anheben wollte, von seinem sechsjährigen Mädchen zu erzählen, das die Verblichene ihm hinterlassen habe, da sprang ihm die Jungfrau fast mitten in den Satz und sagte: „Aber ich kenne ja das Mädchen gar nicht, Herr Günther!“

Das war doch endlich einmal eine Ab-sage. Das hieß doch, Fräulein Eugenie sei keineswegs gesonnen, an den weiteren Familienschicksalen des Herrn Günther Anteil zu nehmen.

Und in der That hätten sich hier zwei Lebenswege für immer voneinander geschieden, wenn nicht das Schicksal oder sein Hofnarr, der Zufall, drei kleine Handgriffe angewendet hätte, um die beiden Menschen doch noch fester aneinander zu

binden, als es in diesem Augenblick möglich schien.

Es war Fräulein Eugenie warm geworden. Sie zog ihren schwarzen Mantel aus. Selbstverständlich sprang Herr Günther sofort herbei und half ihr. Er nahm ihr den Mantel ab, schlug ihn zusammen und legte ihn behutsam über ihren Arm, den sie ihm entgegenstreckte.

In diesem Augenblicke aber sah die Jungfrau auf dem Kragen ihres Mantels ein silbergraues Haar. Es war nicht kurz, also konnte es nicht von ihm sein. Hatte er es bemerkt? Sie wollte es schnell entfernen; aber wenn er es bemerkt hatte, war es schon zu spät, und wenn er es nicht bemerkt hatte, würde sie ihn durch eine ungeschickte Bewegung erst aufmerksam machen. Aber es war schrecklich genug, dieses graue Haar unter seinen Augen einherzutragen.

Als ob er das gefühlt hätte, nahm Herr Günther in diesem Augenblick eine Apfelsine aus der Tasche. Sie war sorgfältig in goldbedrucktes Seidenpapier gewickelt, aber schon aufgeschält und anmutig wie eine offene Blüte in Schnitze aufgeteilt, die sich beim Aufwickeln öffneten. Eine vorbereitete Versuchung also.

Fräulein Eugenie schluckte hart; aber sie konnte es nicht verhindern, daß ihr das Wasser im Munde zusammenlief. Woher wußte er, daß sie Apfelsinen für ihr Leben gern aß?

„Ich weiß von Ihrer Base...“, wollte er liebevoll beginnen, aber da hatte sie schon eine Schnitze abgerupft und führte sie schnell zum Munde. Es war wie ein Diebstahl, aber sie machte ein sehr gleichmütiges Gesicht dazu und sagte nur zweifelnd: „So...?“ Um sich selber aber die Sünde mundgerecht zu machen, dachte sie für sich, während der süßsäuerliche Saft ihren Gaumen kühlte: „Er handelt ja damit!“

Aber das war eine häßliche Entschuldigung. Sie fühlte das auch sofort, doch sie nahm noch eine zweite Schnitze, in demselben Augenblick, als sie sich schämte. Denn nun stand Herr Günther so nahe vor ihr, daß sie nicht anders konnte. Er hatte sogar das Seidenpapier so kunstvoll ge-

dreht, daß es wie eine zweite Blüte aus-
sah, in der die schwindende Frucht ruhte.

Und als sie weiter gingen, siehe, da war
das graue Haar von Fräulein Eugenie's
Mantel verschwunden und hing nun an
Herrn Günther's Brust, und im selben
Augenblicke sahen beide die liebe Base um
die Wegbiegung kommen.

Sie nickte schon auf hundert Schritte,
als sei sie, ohne gefragt zu sein, im voraus,
mit allem einverstanden. Hatte sie gesehen,
wie Eugenie die Apfelsine völlig aufaß?
Wie Herr Günther die rote Schale in sein
Taschentuch wickelte und ihr dabei fest in



Sie band der Kleinen den Brautschleier wieder
schön um das Hauptlein.

die Augen blickte? Eugenie streifte den
Mann noch einmal mit den Blicken, und
da sah sie, während ihr das Herz fast stehen-
blieb, das Haar, ihr graues Haar, an sei-
ner rechten Schulter. Wenn das die Base
sah, mußte sie ihn heiraten.

Sie wollte es ihm herunterreißen — sie
konnte nicht. So drängte sie sich denn,
nachdem sie die Base aufgeregt und
krampfhaft begrüßt hatte, sofort zwischen
die beiden. Sie verhinderte, daß die Base
dem Manne die Hand gab, sie schlang viel-
mehr ihren Arm sofort unter den der Frau
und drängte eilig zur Stadt, von Herrn
Günther fort. Sie verleugnete ihn ge-
radezu.

Und so führte sie sich auch beim Abschied
auf, so daß sowohl Herr Günther wie auch
die erfahrene Base langsam ihre Hoffnun-
gen abbauten.

Aber da schaltete das Schicksal sich zum
dritten Male ein. Es hatte es diesmal
leichter, denn, um es gleich zu sagen, Fräu-
lein Eugenie träumte in dieser Nacht von
nichts anderem als von Herrn Günther:
sie mußte ihm in einem paradiesischen
Garten zahllose Apfelsinen pflücken und
er stand unten in goldgrünem Grafe und
sah die Früchte in kunstvoll gedrehten
Tüten auf. Am Abend des nächsten Tages
aber ging sie mit der Base, die vom Kopfniden zum Kopfschütteln übergegangen
war, mit leise brennendem Herzen und
voller Ahnungen in den Stadtfaal zum
Weihnachtsspiel der Schulkinder, das man
mitten zwischen die Feiertage gelegt hatte.
Und hier fiel ihr das Loß.

Raum hatten sich die beiden Frauen auf
ihre Plätze am Mittelgange gesetzt, da
erklang eine sanfte Weihnachtsmusik und
die Schulkinder, schon zum Spiel gekleidet,
zogen ein; zuerst, mit viel Getrappel, die
Hirten, dann die Heiligen Drei Könige
und zuletzt Maria und Josef. Das kleine
Mädchen, das die Jungfrau spielte, trug
ihr Kindlein fittig im Arm, auf der Bühne
war schon die Krippe aufgestellt, in der es
liegen sollte. Aber da widerfuhr der Heiligen
Familie ein bitteres Mißgeschick.

Als die kleine Maria von dem Trepp-
chen, das, allen sichtbar, zur Bühne hinauf-
führte, in die Seitenwände rauschen wollte,
wo sich schon die Hirten mit den Engeln
leise aber innig stritten, da trat Josef, der
ungeschickte Josef, auf Mariens silbernen
Brautschleier, und er fiel samt dem Heiligen-
schein zu Boden und rollte die Treppe
hinab in den Zuschauerraum.

Die arme kleine Jungfrau brach sofort
in lautes Weinen aus, Josef stand ver-
stockt und tölpisch daneben, und auch die
Zuschauer waren durch die Szene dieses
Unglücks so gefesselt und vielleicht sogar
belustigt, daß niemand eingriff.

In diesem Augenblicke erhob sich Fräu-
lein Eugenie. Sie eilte zu der Kleinen, die
fassunglos weinte, band ihr den Braut-
schleier wieder schön um das Hauptlein
und führte sie, da sie sich heftig an ihre
Knie drückte, mütterlich auf die Bühne.
Sie hörte nicht das Tuscheln und Richern
des ganzen Saales, als sie hochrot, die

große Mutter der kleinen Mutter, auf die Bühne trat und das Kind erst vor der Krippe entließ.

Fräulein Eugenie freilich stand nach dem Spiele noch eine Viertelstunde in Flammen, als Herr Günther strahlend auf sie zutrat und ihr dankte, daß sie sich, wenn auch „unbekannterweise“, seines Töchterchens angenommen habe. Es standen so viel Leute dabei, als er das sagte, und die

kleine Himmelsmutter lachte so freundlich an ihrem Knie empor, daß sie, als die Leute sich verlaufen hatten, mit dem Vater und dem Kinde zusammen in das Haus ging, als dessen Mutter sie sich ja schon halb bekannt hatte.

Und die gute Base nickte kräftig mit dem Kopfe, als sie die drei, vom Scheine des Glücks umleuchtet, bis an die Thür geleitete.

Das Opfer der Regina Fürholzerin

Von Marg. Graf

Das letzte Betläuten war längst verklungen, und noch immer brannte ein Streit in der niedrigen Stube des Kaspar Fürholzer. Hestig stießen sich Rede und Widerrede und ab und an fuhr die geballte Faust des zornroten Bauernmenschen krachend auf den Tisch nieder, dessen Rand voll Narben war von den mutwilligen Schnitzversuchen aus des Mannes Kindertagen. Auf der Ofenbank, dem Platz für die kranken und sehr alten Leute, saß schweigsam, in sich geduckt, seine Mutter und äugte aufmerksam zum Tisch hinüber.



Der Bank ging um einen schönen Acker.

Der Bank ging um einen schönen Acker, den der junge Fürholzer verhandeln wollte — nein verhandeln mußte, um eine drückende Schuld zu tilgen, ehe der andere sie einlagte. Die Frau aber weinte und wollte von dem Verkauf nichts wissen; es traf ihren Stolz ohnehin hart genug, daß sie als kleine Gütlersfrau armselig zwischen lauter wohlhabigen Bauern hausen mußte. Die alte Mutter nickte stumm dazu und mahlte unruhig mit den zahnlosen Kinnladen. Sie verstand die Schwiegertochter gut; hatte sie sich doch selbst ein Leben lang wie hart darum gegrämt, daß sie nicht froh und frei und ohne drückende Lasten durch die Welt schreiten durfte wie die reichen Bäuerinnen.

daß man es mit einem Sacktuch bedecken könnte!"

„Ein Land, auf dem unser Korn wächst!" trostete die Frau.

„Ja, ein Korn, das so jämmerlich ist, daß die Späßen in der Ernte verhungern!" höhnte wiederum der Mann.

„Das ist nicht wahr!" rief die Junge zornig. „Du wirst schon sehen, wie knapp uns nächstes Jahr das Brotmehl wird ohne den Acker!"

„O, wegen einem Strauch krepirt keine Siege," sagte er. „Der Acker wird morgen

verkauft, und das ist mein letztes Wort.“ Die Frau ging hinaus und schlug die Tür hinter sich zu, der Mann stapfte mit einem kurzen „Gute Nacht“ hinüber in den Stall; er wollte sich seinen gesunden Schlaf nicht länger zerreden lassen.

Die Mutter aber hatte wohl gesehen, wie der mühsame Scherz vorhin ihn im Halse gewürgt hatte und sie konnte in ihrer Kammer lange keine Ruhe finden. Da stak ein rundes Sümmechen in ihrem Bettstroh versteckt, aus kleiner und kleinster Münze mühselig zusammengeschart während einer lebenslangen Arbeitsfron. Alles nur, um den einen, einzigen Wunsch zu erfüllen, um dessentwillen sie sich tausend kleine Freuden versagt hatte: Ein Begräbniß, wie es sich keine Großbäuerin schöner wünschen konnte. Immer hatte sie im Schatten stehen müssen, dies eine Mal wollte sie glänzen und die Leute zum Staunen zwingen. Und die alte Frau, deren Leben kaum mehr nach Monden, vielleicht nur noch nach Tagen zählen mochte, hatte in diesem Gedanken stets so viel Trost und Genuß gefunden, daß sie darüber alle Unbill ihres verklossenen Lebens vergessen konnte. Jetzt mit einem Male fiel der kalte Schatten harter Wirklichkeit in diesen bunten Traum.

Stunde um Stunde wälzte die Alte sich schlaflos unter dem schweren Bettenberg. Und mit jedem Uhrenschlag erschien es ihr zweifelhaft, ob man ihr nicht diese letzte Welkeitelleit zur schweren Sünde rechnen müsse. Es bedurfte nur eines einzigen Wortes — und Not und Streit waren aus dem Hause verbannt. Dann aber mußte sie so klein und kläglich zu Grabe fahren, wie sie gelebt hatte! Und dennoch, war dieses letzte Opfer nicht der notwendige, gottgewollte Abschluß einer ganzen Kette von Opfern, die sie unbedenklich dargebracht hatte?

Als der Tag kam, hatte die Alte einen guten Entschluß gefaßt. Neben seiner Morgensuppe fand der Kaspar Fürholzer

einen Betrag liegen, der just dazu ausreichte, das gefährdete Land zu erhalten.

„Zu einem anderen Ackerlein hätt' ich's mir vermeint!“ sagte die Mutter. „Jezund muß ich halt zufrieden sein, wie man's einer armen Gütlerin zumißt.“ Und sie lächelte dabei mit jener stillen Traurigkeit, wie sie die Heiligengesichter auf alten Bildern haben. Als der Sohn das Geld glückselig, aber ohne große Dankesworte in den Hosensack stopfte, fuhr der alten Frau noch einmal ein gewaltiger Schmerz durch die Seele. Aber da sie an seiner hellen Freude erst ganz ermessen konnte, wie sehr ihn vordem diese Sache bedrückt haben mußte, wich auch die letzte eigensüchtige Regung schnell wie eine Wolke vor dem Wind.

Etliche Monde später, als schon die ersten rauhen Stürme über die Stoppeln des geretteten Ackers segten, starb die alte Fürholzerin. Sie hatte in ihrer stillen, in sich gefehrten Art zu keinem Menschen von ihrer Guttat geredet, wohl aber hatte die junge Frau es im Gespräch mit den Nachbarinnen unter die Leute gebracht. Nun konnte sie der Verstorbenen trotz aller Dankbarkeit kein prächtiges Begräbniß ausrichten, das trug der kleine Hof nicht. Wenn aber auch kein Prunt dabei war, so doch um so mehr Liebe. Die Kinder hatten radgroße Kränze von rotem Herbstlaub und bunten Aestern gebunden, die Gemeinde sang ihr bestes Lied und als der Kaspar Fürholzer als erster eine Schaufel Erde in die Grube rieseln ließ, da legte er eine Handvoll gelbe Körner obenauf — die ersten, die er von der neuen Ernte ausgedroschen hatte. Die Frauen, die es ersahen, weinten echte Tränen darüber und es gab niemand, der auf dem Heimweg vom Gottesacker eine üble Nachrede gewagt hätte. Vielmehr sagte einer es zum andern: Dies sei wohl das schönste Begräbniß gewesen, dessen man sich ent-
fänne!

Wer Bücher hat, der kann doch nie ganz unglücklich sein: hat er doch die beste Gesellschaft, die es auf Erden gibt.

PAUL ERNST

Sie sind uns nicht aus der Luft zugeflogen, sondern sie sind organisch gewachsen, wie alles auf dieser Welt. Mitten aus dem Sprachschatz unseres Volkes sind sie herausgewachsen. Zunächst waren sie nur Beinamen und als solche werden sie noch heute da und dort bezeichnet.

Als unsere Ortschaften noch klein waren, da genügte für jeden der wenigen Bewohner ein einziger Name, der Rufname. Da hießen die Männer und Buben Dietrich und Hildebrand, Fritz und Hans, Rüdiger und Adalbert, Georg und Michael, Karl und Wilhelm, Robert und Heinrich und die Frauen und Mädchen Dietlinde und Hildegard, Evchen und Grete, Gertrud und Sieglinde, Ursula und Adelsheid, Erika und Ilse, Gerda und Gisela, Hedwig und Herta.

Bei der Kleinheit der Wohngemeinschaft genügte der eine Name für jede Person. Die Wohngemeinschaften aber wuchsen und wuchsen. Da waren auf einmal 3 Hansen vorhanden. Nun die unterschied man dann einfach durch einen den Betreffenden charakterisierenden Beinamen. Der eine Hans war ein besonders langer Kerl. Er bekam die Bezeichnung „Der lange Hans“ oder „Hans der Lange“. In den Urkunden hieß er dann „Hans genannt Lang“ und später fiel das „genannt“ weg und der „Hans Lang“ war fertig. Der Sohn hieß dann „der Dietrich vom Hans Lang“ und dann „Dietrich Lang“, und so blieb der Beinamen bei der Familie und wurde als Familienname fest. Der zweite Hans war vielleicht Müller. In jedem Ort gab es diesen wichtigen Beruf, wie auch den Schmied, daher das häufige Vorkommen dieser Namen. In seiner Familie wurde dann der „Müller“ erblich und blieb es auch dann, wenn in der Familie später der Beruf wechselte und die Nachkommen schon lange nichts mehr von ihren Berufs-Müller-Vorfahren wußten. Der dritte Hans aber wohnte vielleicht am Ende des Dorfes, er wurde als „Hans

am End“ bezeichnet und seine Familie heißt heute „Amend“.

Schon diese paar Beispiele lassen erkennen, daß alle unsere Familiennamen einen Sinn haben, auch wenn wir ihn heute nicht mehr ohne weiteres, sondern erst durch Zurückgehen auf die ursprüngliche Form erkennen können. Die Namen haben mit unserer Sprache eine lange Geschichte hinter sich. Die angeführten drei Beispiele zeigen uns drei Arten von Familien-Entstehungen: Einmal sind sie aus Eigenschaftsbezeichnungen entstanden (Lang), dann sind's Berufsnamen und zum dritten Wohnbezeichnungen. Aus allen drei Herkunftsgebieten finden wir, wenn wir uns unter Bekannten umsehen, eine große Zahl so entstandener Namen. Wir kennen sie alle, die Lang, Ries, Groß und Siebenschuh, die Klein, Kurz, Deimling, Dick, Dürr, Dörr, Hager, Mager und Mägerlein, die Schwarz, Braun, Weiß und Rot, die Schwarzkopf, Weißhaupt und Rottkopf, die Breitkopf, Krauskopf, die Fröhlich und Wollenhaupt, Wohlgenut und Ohnesorge, die Lustig, Kraft, Stark, Hartnacke, Schnell, Schrott und Klotz, die Fuchs und Siebenlist, die Schönhaar und Gildenhaupt, die Frischmut, Stolz, Kühn, Reck, Schön und Frey, die Breitfuß, Dollfuß (bezeichnet Klumpfuß) und Langbehn, die Leisegang und Stammler, die Kluge und Gscheidle und die vielen anderen, die ihren Namen irgend einer hervorstechenden Eigenschaft eines Ahnen verdanken.

Auch die Namen, die vom Beruf eines Ahnen herkommen, sind überaus zahlreich. Sie sind uns allen ebenfalls wohlbekannt, die Müller, Beck, Beder, Metzger, die Schneider, Schuh, Schuhmacher, Schuster, die Schmidt, Zimmermann, Maurer, Wagner, Dreher, Steinmetz, die Kiefer, Kübler, Seiler, Weber, die Wirt, Herberger, Fuhrmann, Hirt, Schäfer, Fischer, Jäger und Schütz, die Rappenmacher, die Wannenmacher, die Köhler, Brenner, Kramer und Kauf-

mann, die Refler und Brunner, die Bauer, Baumgärtner und Bergmann, die Schreiber, Schulz und Ammann. Jeder von uns kann die Reihe um viele, viele verlängern.

Nimm ein Blatt, lieber Leser, und schreib dir mal weitere Namen aus deinem Bekanntenkreis aus allen Herkunftsgebieten auf und du wirst auch hierbei erkennen, wie sinnvoll alles in der deutschen Entwicklung gewachsen ist und wie lebendig in unsern deutschen Familiennamen die Vergangenheit vieler Jahrhunderte geblieben ist.

In den Bögten, den Waibeln, den Schwertlegern, Harnischmachern und Armbrüstern, den Delschlägern, Rannegießern, Kettlern, Klingern, Blattnern, (Verfertiger von Ketten, Klingen, Plattenpanzern), den Hühnerfauthen (Einsammlern des Zehnthuhnes), Siebnerknechten (Feldhütern), Hundsklahren (Haufierern), Hammerschmidten, Salzmännern und Salzern, Hüttlern, Hittlern (Angestellten einer Hütte), den Schildknechten, den Burgknechten und Landsknechten, den Bildemeistern, Schöfflern, Deuchlern und Brünnern (Verfertiger von Scheffeln, Deicheln und Brustharnischen), den Pfeilstidern und den Schildknechten und vielen andern sieht uns unser Mittelalter mit seinen inzwischen verschwundenen, nur in Familiennamen festgehaltenen Berufen an.

Wir sprachen vorhin davon, daß manche Familie ihren Namen seit Jahrhunderten vom feinerzeitigen Wohnplatz des Vorfahren führt. Dazu gehören die Berg und Bach, die Bachmann und Bergmann, die Dinfelacker und Weizfäcker, die Waldmann und Feldmann, die Seemann, die Winterhalter und Sommerhalter, die Buchholz, Blankenhorn, Bohnenkamp und Erlekamp, die Oberleitner, die Lindner und Lindemann, die Amrhein, Ambach und Zumbach, die Laier (am Loh), die Eschenlohr, die von der Heid, die Bucher, die Siebeneicher, die Birkenstock und Berkenbusch, die Erlehhaupt und Hülsenberg, die Weidenhaupt und Winkelmann, die Rohrmoser, die Brochhaus, die Kirchgäßner, die Rep-

ler (an der Kapelle), die Brückner, die Stegmann und viele andere.

Oft treten zu Berufsbezeichnungen auch noch die Wohnplatzbezeichnungen hinzu. Es gab in der Stadt eine Anzahl von Müller, von ihnen hieß dann der eine „Untermüller“ der andere „Obermüller“, der dritte „Niedermüller“, der Müller am Steg wurde „Stegmüller“, der an den Wiesen als „Wiesenmüller“ bezeichnet und alle diese charakterisierenden Beinamen wurden dann im Laufe der Zeit zu Familiennamen.

In den alten Städten führten zu alten Zeiten auch die Häuser ihre Namen, so wie heute noch die Gasthäuser. Solche Hausnamen (Bär, Böklin, Eichhorn, Fink, Hecht, Hering, Krebs, Lilie, Mäusel, Schüle, Rebe, Specht u. a.) gingen auch oft auf die darin wohnenden Familien über. Auch aus Hofnamen sind unzählige Familiennamen geworden. Hierzu gehören die Südhof, die Blumhofer, die Wüstenhofer, die Ammenhofer, Schweighofer und Stadelhofer, wie auch die Nordmeyer, die Höltkemeier, die Huchzemeier, die Steinmeier und viele andere. Die Furtwängler stammen vom „Furtwängle“-Hof.

In unserm Volk wurde zu allen Zeiten gewandert. Mancher junge Mensch mußte die Heimat verlassen, um in der Fremde sein Auskommen zu suchen. In der Zeit, als es noch keine Familiennamen gab, wurde dann oft ein solcher Wandersmann, der irgendwo festhaft geworden war, mit dem Namen seines Herkunftsortes bezeichnet.

Der „Hans aus Steinbach“ wurde als „der Steinbacher“ oder „der aus Steinbach“ bezeichnet und seinen Nachkommen blieb dann der Familienname Steinbach. So kamen die Bühler, die Biffinger und Biffinger, die Breitenbach, Brombach, Kaltenbach und Keilbach, die Mischensfelder und Wöschensfelder, die Billinger und Heidelberger, die Neureuther und Malscher, die Allmendinger und Dannecker, die Grüninger und Mergentaler, die Eschinger und Seebacher, die Neuthardt und Seckenheimer, die Hagenbeck und Feuerbach, die Bernstoff und Waldeyer,

die Speck (Spöck) und Rothenburger, die Hundemer (aus Hundheim) und Dietmer (aus Diethan) und viele andere zu ihren Familiennamen.

Auch Vornamen finden wir zahlreich als Familiennamen. Das ist leicht erklärlich. In der Zeit des Festwerdens der Beinamen hat man, genau wie heute, die Kinder oft nach dem Vater bezeichnet. Der „Fritz vom Bernhard“ wurde hierbei der Fritz Bernhard und der „Fritz vom Hartlieb“ wurde der Fritz Hartlieb. So wurden etwa folgende Rufnamen zu Familiennamen: Wolf, Adel, Albrecht, Brecht, Berthold, Bernd, Bernhard, Burhard, Dietrich, Ebert, Eberhard, Edart, Engelhardt, Ernst, Schwein, Franz, Friedrich, Fritsch, Georg, Götz, Geißler (Giselher), Gerhart, Gebhard, Gerlach, Gottfried, Günther, Heinzmann, Hartlieb, Heinz, Herrmann, Herold, Hiller, Hilpert, Karl, Konrad, Kuns, Kunzmann, Lampert, Leopold, Leonhard, Jörg, Leopold, Oswald, Reinhard, Reichard, Ridert (Richard), Leibold, Ruppert, Rupprecht, Schweickert, Siebert, Seibert (Sipibert), Siebold, Ulrich, Veith, Umland, Walter, Wilhelm und viele andere. Im Norddeutschen kennen wir die zahlreichen Genetivnamen der Martens, Pauls, Henrichs, Volquards, Lamberts usw., sowie Cornelissen, Klassen, Jansen, Philippsen, Heinszen, Hinsen und viele andere mehr.

Dabei sind die Entwicklungsformen, die aus einem altdeutschen Namen entstanden, oft recht zahlreich. Auf den Vornamen Diether z. B. gehen die Familiennamen Dieter, Deter, Deuter, Teder, Dieters, Dieder, Deder, Deiters, Dederfen, Detering, Dettring, Dieterle, Dieterlen, Döderlein, Dederling, Tederling u. a. zurück.

Vom Vornamen Nikolaus erhielten ihre Familiennamen die Nikolaus, Niklas, Nickel, Nigel, Niklisch, Nid, Nikolai, Nikolausen, die Colas, Kolbas, Kölle, die Klaus, Kleisle, Klais, die Klausen, die Klas, Glas, Kläp, die Klasen, Claessen, die Kläskin und Gläsel, die Klos, Kloos, Klößli, die Klaves, Klaves und Klebes, die Klage, Kley und Klaisle, die Clausing,

Klasing und Kewing und viele Duzend Familien mit ähnlichen Namen.

Im deutschen Volk war der Sinn für Humor stets gut ausgeprägt. Das merken wir auch an den vielen Familiennamen, die der „Uzerei“ der lieben Mitbürger ihre Entstehung verdanken. Die Gödel Huhn und Hahn, die Krebs, Schneid und Igel, die Storch, Hummel und Schimmel, die Siebenhaar und Mollenkopf, die Holzkopp, Rohlhaupt und Dullenkopf, die Schnatterbeck und Schwaderlapp, die Kraut und Rappes (= Weißkohl), die Brausewetter und Schneidewind, die Scheuerpflug und Baudendistel, die Weißmann, die Kuchenbeißer, die Gutbrodt, Rettich und Wurst, die Schweinebraden, die Huth, Rotärmel und Schüle, die Greulich, die Sauerzapf, die Sauermilch und Kernspeck, die Mausehund (Nichtstuer) und Grünhund (zänkischer Mensch) und viele andere verdanken ihre Familiennamen lustigen Betrachtungen und Neckereien ihrer Vorfahren durch die lieben Mitmenschen.

Bei vielen Namen können wir den ursprünglichen Sinn nicht mehr ohne weiteres erkennen. Unsere Sprache hat sich im Laufe der Jahrhunderte weiter entwickelt, die Namen sind oft fest geblieben. So führen z. B. die Grafen von „Baudissin“ heute noch den alten Namen der Stadt Bausen, der Name ist also keinesfalls französisch auszusprechen.

Manche Namen sind abgeschliffen, mißverstanden und geändert worden. So hat z. B. der Name der arischen Familie Israel eine Entwicklung vom ursprünglichen Isterheld über Isterheld und Isterhel, bis zur heutigen verballhornten Form durchgemacht. In der Zeit des Humanismus entstanden die vielen lateinischen und auch griechischen Übersetzungen deutscher Namen durch „studierte“ und gelehrte Leute. Aus dem guten deutschen Schmied wurde dann der Faber, aus Schwarzerd Melancthon, aus Habermann Avenarius, aus Weber Tector, aus Büttner Victor, aus Fuchs Vulpus, aus Jäger Venator, aus Bäcker Pistor, Pfister, Pfisterer, aus Schreiber Scriba; manchmal wurde nur eine lateinische Endung an

den deutschen Namen gehängt wie bei Vergius, Frobenius u. a.

Unsere Familiennamen beginnen schon um 1200 fest zu werden. In all den Jahrhunderten wurden sie zunächst meist mündlich weitergegeben. Dann erscheinen sie zur Freude des forschenden Nachkommen in Urkunden über Kauf und Verkauf, über Abgaben und Steuern in Bürgerbüchern, Grundbüchern und Prozeßakten und in den letzten Jahrhunderten in den für den Sippenforscher so wichtigen Kirchenbüchern.

Sucht man den ursprünglichen Sinn eines Namens, muß man ihm zeitlich rückwärts nachgehen, bis man zur ursprünglichen Form kommt. Es empfiehlt sich, hier-

bei ein Buch, wie etwa das „deutsche Namenbuch“ von J. K. Brechenmacher, Stuttgart, zu Rate zu ziehen. 500, 600 oder gar 700 Jahre tragen unsere Geschlechter ihre Namen. Auf welche Weise sie entstanden sind, immer sind es sinnvolle und herzhaft Bezeichnungen aus unserem deutschen Leben. In 12, 15, 18 oder gar 20 Geschlechterfolgen wurde der Familienname vom Vater auf die Kinder weitergegeben. Ehrfurchtgebietende Zeiträume hindurch, z. T. aus der Hohenstaufenzeit tragen unsere Geschlechter ihre ehrenhaften Namen. Seien wir uns alle dieser Tatsache bewußt und sorgen wir dafür, daß wir als Teil unseres großen Geschlechts ihm immerdar Ehre machen.

Der alte Rucksack / Von Friedrich Singer

Die Mutter kam dem Vater aufgeregt entgegen. „Wolfhard soll zur Landhilfe!“ „So? Wann kam's denn?“ „Da frag ihn nur selbst! In seinem Zimmer sitzt er und richtet sein Zeug.“ Raschen Schrittes durchmaß Rudolf die Stube und nahm heftig die Türklinke in die Rechte. Zugeschlossen! „He, Bub, was ist? Da gibt's doch keine Geheimnisse? Mach auf!“ „Gleich, Vater!“ Drinnen gingen ein paar leichte Schritte hin und her, dann knirschte der Schlüssel. Mit etwas scheuen Augen maß der sechzehnjährige Junge den Vater, der fast erzürnt hereinbrach. „Na, warum schließt du dich ein? Das gibt's doch nicht bei uns!“ „Ich wollte nicht, daß ihr merkt . . .“ „Aha, meinen Rucksack hast du requiriert! Du hast es groß vor!“ „Muß ich doch auch, wenn wir vier Wochen fort sollen!“ „Hast dich freiwillig gemeldet?“ „Keine Spur! Wir müssen!“ „Aber du gehst gern?“ „Selbstverständlich! Ich freue mich mächtig!“ Wolfhard lachte aus vollem Halse, dem Vater blieb nichts übrig als mit einzustimmen.

„Na, meinen alten Rucksack kannst du ruhig nehmen“, meinte er dann freundlich, „der soll auf seine letzten Tage auch noch was Neues erleben.“

„Wie alt ist er denn?“ fragte Wolfhard. „Bub, da muß ich mich selbst be-

sinnen! — Also: das Jahr vor dem Weltkrieg war's . . . Ja, wir hatten's nicht so fein wie ihr! Mit unseren acht Kindern konnten wir von unseren Eltern nichts Großartiges verlangen. ‚Selbstverdienen!‘ hieß die Parole damals.“ „Hast du auch den Bauern geholfen?“ „Nein. Einem reichen, dummen und verwöhnten Mutterföhnchen hab ich Stunden gegeben! Brr! Mich schüttelt's heut noch, wenn ich dran denke, wie ich zum erstenmal in die Villa eingeladen war. Als Erster in meiner Klasse — ich war kurz nach des Vaters Tode in die Sekunda gekommen — sollte ich auf Vorschlag unseres Direktors die Betreuung des Quintaners Fritz Neupert übernehmen. Gern sagte ich nicht zu; aber schließlich: der Verdienst reizte mich! Eine Mark pro Stunde! Und Bedürfnisse hatte ich allerhand! Wir planten schon lange eine große Wanderung in den Ferien . .

Gut, auf ein äußerst höfliches Schreiben des Herrn Fabrikanten ging ich hin und pendelte zuerst nervös ein halb dutzendmal vor der blauschiefergedeckten Villa mit dem wuchtigen Eckturm auf und ab. Dann faßte ich mir ein Herz und trat ein. Das Dienstmädchen in weißem Häubchen und schwarzem Tuchkleid öffnete mir und sah mich geringschätzig von oben an. Seit der Zeit denke ich immer, wenn ich

Was müssen wir über unsere Zähne wissen?

Gesunde Zähne

Die wichtigste Aufgabe unserer Zähne besteht darin, unsere Nahrung gründlich zu zerkleinern. Dabei wird sie gut mit Speichel durchseht und kommt so vorbereitet durch die Speiseröhre in den Magen, wie das von Natur vorgesehen ist, nämlich als Brei. Der Magen kann den Speisebrei richtig durchkneten, und der Zusatz von Magensäften kann sich gut auswirken, so daß die weitere Verdauung der Nahrung nach dem Plan der Natur erfolgen kann. Richtiges Kauen schließt die Nahrungsmittel obendrein gut auf, und die ihnen innewohnenden Nahrungskräfte kommen dem ganzen Körper und somit auch den Zähnen wieder zugute. Die Zähne sind also lebende Werkzeuge.

Kranke Zähne

Sind unsere Zähne krank und zerfallen, oder bereiten sie gar Schmerzen, dann sind es schlechte Werkzeuge, und ihre Arbeit ist entsprechend schlecht. Durch mangelhaftes Kauen wird dann der Nährwert unserer Nahrungsmittel vergeudet, und ungenügend gekaute Nahrung überlastet Magen und Darm, was zu Magenbeschwerden und Stuhlverstopfungen führt.

Kranke Zähne entstehen in vielen Fällen dadurch, daß Nahrungsreste in den Zahnzwischenräumen und Kaufrüben haftenbleiben, über Nacht in Gärung übergehen und dabei Säuren erzeugen, die den Zahnschmelz auflösen. Durch so entstandene Zahnschädigungen dringen Bakterien in das Zahninnere ein, zerstören das Zahnbein und Zahnmark, wobei die gefürchteten Zahnschmerzen entstehen.

Kranke Zähne vergiften aber auch den Körper, denn schließlich stirbt das Zahnmark ab und wird in vielen Fällen nun eine Bruststätte für

die Fokalinfection, die Krankheit mit Fernwirkung. Der kranke Zahn stößt nämlich Krankheitserreger in das Blut ab — der Zahn steht in gleich enger Verbindung mit dem ganzen Blutkreislauf wie Ohren, Nase und Hände auch — und diese Erreger verursachen und fördern andere Krankheiten, zu denen vor allen Dingen Gelenkrheumatismus gehört.

Richtige Zahnpflege

Richtige Zahnpflege beugt der Entstehung kranker Zähne und damit aller Folgekrankheiten weitgehend vor. Unter richtiger Zahnpflege ist zu verstehen: die Bevorzugung solcher Nahrungsmittel, die zum Kauen zwingen (rohes Obst, Gemüse, Salate und Vollkornbrot). Harte Nahrungsmittel zwingen zum Kauen, Kauen stärkt die Zähne, außerdem bereitet es die Nahrungsmittel richtig für die Verdauung vor. Sodann ist erforderlich, mindestens abends die Zähne mit einer eigenen Zahnbürste und einem guten Zahnpflegemittel wie Chlorodont gründlich von allen Speiseresten zu befreien, damit sie nicht in Gärung übergehen können und die Gesundheit der Zähne sowie des ganzen Körpers ernstlich schädigen. Erfolg hat die gesundheitliche Zahnpflege mit Chlorodont aber nur dann, wenn sie mindestens abends vorgenommen wird. Und schließlich ist es notwendig, die Zähne regelmäßig zweimal im Jahr auch dann von einem Zahnarzt oder Dentisten nachsehen zu lassen, wenn uns keine Zahnschmerzen plagen, damit kleinste Schädigungen sofort behoben werden können.

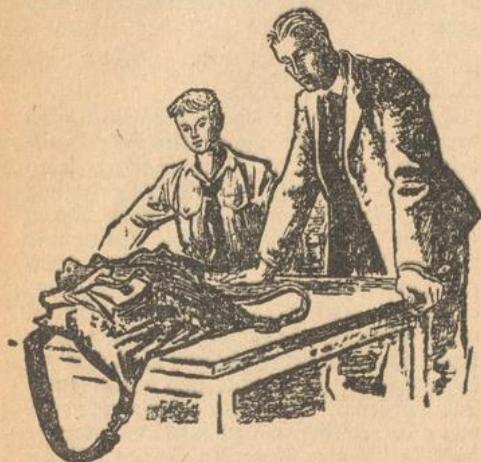
Ein Teil der richtigen Zahnpflege ergänzt den anderen, und alle zusammen, ständig befolgt, erhalten gesunde und damit auch schöne Zähne, denn Gesundheit ist kein Zufall.

Chlorodont

weist den Weg zur richtigen Zahnpflege

Verlangen Sie kostenlos die Schrift „Gesundheit ist kein Zufall“ von der Chlorodont-Fabrik, Dresden N 6

solcherlei Leute treffe — seien's Oberkellner oder Lakaien oder Museumsdiener — die tazierten jeden auf den ersten Blick! Vor denen stehst du wehrlos nackt! Denn sie haben schon Hunderte und Tausende kommen und gehen, steigen und fallen sehen. Keine menschliche Armseligkeit ist vor ihren unerbittlich forschenden Augen verborgen! Sie wissen auch, wo d i c h der



„Na, meinen alten Rucksack kannst du ruhig nehmen“, meinte er dann freundlich.

Schuh drückt! Sie kennen deine Zukunft und Aufstiegsmöglichkeit — oder -Beschränkung! Und wenn du Benehmen und Anstand lernen wolltest: nicht mit dem „Knigge“ unterm Arm, nicht bei hochherrschaflichen Leuten solltest du in die Lehre gehen, sondern — so lächerlich es klingt — bei deren Kammerdienern und Zimmerzofen, die abertausendmal die Vornehmsten sich blamieren sahen! Denn s i e haben den nötigen Abstand des Humors, um nicht alles so wichtig zu nehmen. Die andern, die „Gebildeten“, nehmen sich selbst immer viel zu ernst! Aber jene sind nur stumme Statisten im Gesellschaftsspiel. Sie könnten so manchesmal das Stichwort geben zur Rettung der verfahrenen Situation. Sie dürfen's nicht und weiden sich deshalb ergötlich am Versagen manches Blindgängers . . .“

„Und hast du dann deine Stunden gegeben?“ „Ja, freilich!“ rief der Vater, ganz verwirrt aus seinen Gedankengängen emporfahrend. „Es war eine Sisyphus-

arbeit! Der junge Herr war nicht bloß dumm, sondern auch eigensinnig und faul, und so war meine Mühe reinweg vergeblich. Ich konnte ihn nicht retten vor dem Sizenbleiben. Kurz vor den Ferien ließ der alte Herr mich kommen; in sein Privatbüro durfte ich eintreten, über faustdicke Teppiche, die den blitzblanken Parkettboden bedeckten. Wie ein armer Sünder stand ich vor dem beleibten Fabrikanten, der sich herumdrehte auf seinem Polsterstuhl und mich ernst und streng ansah. Aber da schien es in ihm seelenhaft aufzublitzen. Er riß meine Hand an sich und sagte gepreßt: „Von dir hab ich nur Gutes gehört . . .“ „Oh, ich hab auch meine Mängel!“ wehrte ich schamglühend ab. „Solch' einen Sohn, wenn ich hätte!“ flüsterte er mir ins Ohr. „Mein Geschäft, unsre Zukunft . . . Herrgott, er wird alles vertun . . . Fris, Frischen!“ Und dann wanderten seine gequälten Blicke zur nachtblau tapezierten Wand, wo das Bildnis einer jungen, schön hergerichteten Frau mit wasserblau leeren, ja, geradezu seelenlosen Augen hing. Es war Frischens Mutter in jungen Jahren . . . Eine Geldheirat . . .“

„Hast du trotz dem Sizenbleiben des Quintaners deinen Lohn bekommen!“ „Selbstverständlich! Der alte Herr Neupert schellte, die Jungfer kam getrippelt, er verlangte einen weißen Teller und zählte drei Goldstücke darauf hin und überreichte sie mir stumm. Ausgerundet! Ich hatte bloß 27 Stunden gegeben. Mich hat dieser Vorgang ganz merkwürdig aufgerüttelt! Das tiefrote, leuchtende Gold der drei Münzen auf dem blanken Weiß des Porzellans! So hat mich nie mehr Geld hypnotisiert! Zögernd hab ich darnach gegriffen und sie in meine Tasche geschoben — einen eignen Geldbeutel hatt' ich noch nicht damals! Und dann hab ich in häurischer Weise mein „Vergelt's Gott“ gestammelt, dem müden Mann die weiche, dicke Hand geschüttelt und bin wie mit einem Raub hinausgestürmt, indes das feingekleidete Haubenfräulein — offenbar mitleidig — über mich lächelte.“

„Und das Geld gab den Rucksack?“ „Zub, was denkst du! Zehn Mark gab ich



Meine
Pickel!

Großmutter, was tue ich bloß dagegen?

Da brauchst du noch lange nicht zu verzweifeln, mein Kind, die wirst du rasch los mit

Blanko Sulf

in allen Apotheken

BlankoSulf = ist gelöster Schwefel
DRP. In fast allen Kulturstaaten
patentamtlich geschützt.

Bei
Darmträgheit, Verstopfung

Kloster Inderödorfer
Rehkräuterpillen. Sie fördern
Blutzirkulation, Stoff-
wechsel u. Verdauung, reinigen
das Blut, regulieren d. Stuhl-
gang u. beleben d. Organismus.
1 Sch. RM. 1.25, Kurpackung
4.- franko. zu haben in den
Apotheken, wo nicht, durch
Klosterapothek, Inderödorf 45, Oberbayern.

Inderödorfer

Blut- und Nervenpillen

gegen
Nervenschwäche,
Schlaflosigkeit, Blutarmut,
Appetitlosigkeit 1 Glas 2.-
Kurpackung 7.50 franko, zu
haben in den Apotheken, sonst
durch Klosterapothek, Inderödorf 45, Oberbayern.

Stotterer

Kraftlich empfohlen. Kinder mit Hilfe der Eltern. Viele Dank-
schreiben. Kostung und Prospekt frei. Unterrichts-Institut
S. Steinmeyer, Hannover, Webstedtstr. 7

Nehmen Sie bei Aufgabe Ihrer Bestellung
Bezug auf unsern Kalender

*Just
gugun*

Gelenkschmerzen, Gliederreißen
Rheuma, Rückenweh, Hexenschuß

ist **ABC-Pflaster**

Arnica
bewirkt

Belladonna
lindert den Schmerz

Capsicum
kühlt die Wunden



Das ABC-Pflaster wärmt kräftig, da es eine bedeutend gesteigerte Durchblutung der erkrankten Stelle bewirkt. Hierdurch werden die schädlichen Stoffe fortgeschwemmt, die sich festgesetzt und den Schmerz verurlicht hatten. Schon bald nach dem Auflegen tritt Linderung und Befreiung ein. Bequeme, saubere Anwendung. In Apotheken zu RM 1.31 erhältlich.

augenblicklich und riesenstolz — es war ja mein erstes selbstverdientes Geld! — meiner Mutter. Die übrigen zwei Goldfische durfte ich behalten. Wir hatten einen Katalog von einer norddeutschen Sportfirma. Darin studierte ich wollüstig die Abteilung ‚Rucksäcke‘. Für drei bis vier Mark gab es schon tadellose Stücke. Bedenk, es war die reiche Vorkriegszeit, ein Sälaraffenland, in das ihr Jungen nie hineinschauen werdet! Ha, es hätte mir’s auch einer für 2,50 Mark getan, und einer für fünf wäre reiner Luxus gewesen. Doch ich wollte den Vogel abschließen im Streben nach Feudalität: Ich bestellte mir den zweit teuersten für das Sündengeld von sechs Mark! Obendran stand nur noch ein ‚Alpentouristenrucksack‘ für zehn Mark, der aber für mich keineswegs in Frage kam.“

„Und dann? Seid ihr gleich gewandert?“ „Am ersten Ferientag! Eine Bergswanderung gab’s zu vieren durch den ganzen Schwarzwald, und sie war mein erstes, wunderbar schönes Erlebnis trotz größter Strapazen und schwerster Regengüsse, in denen sich der Rucksack übrigens glänzend bewährte: er war und blieb wasserdicht! Aber keiner von uns vier Kameraden hat geahnt, daß binnen Jahresfrist sämtliche als Freiwillige mit dem Gewehr überm Buckel in Reih und Glied marschieren würden, und daß diese Fahrt nur die letzte große Vorprobe vor den übermenschlichen Anstrengungen des Krieges sein würde.“

„27 Jahre hat er also überstanden, dein Rucksack?“ „Ja, kein Jahr weniger“, versetzte der Vater und maß mit wehmütigem Blick das alte, stark abgebleichte Segel-

tuch, das einstmals dunkelgrün gewesen war. „Buchstäblich ‚manchen Sturm‘ hat er erlebt. Denn ich bin viel gewandert nach dem Krieg, als die Zeiten und Menschen so unruhig waren . . . Schau, hier hingen noch drei Karabinerhaken dran, die haben immer lustig gebaumelt und geklappert bei jedem Schritt. Nutz waren sie nicht viel; weißt du, man kommt mit der Zeit hinter den Wert von allen Kinkerlitzen und tut sie von sich! Nur das Echte, das sich bewährt hat im Kampf des Lebens, kann noch Eindruck machen . . .“ Der Vater streichelte leise über die rissig gewordenen, aber immer noch festen, handbreiten Ledertragriemen. „Halt ihn in Ehren, er verdient’s auf seine letzten Tage!“

Und wie von innerer Rührung übermannt verließ Rudolf das Zimmer seines Sohnes, der lustig pfeifend weiterpaddelte und sich auf seine Abenteuer im Landdienst freute.

Zur Beachtung

Als poetischen Jahresregenten haben wir diesmal einen Dichter der Ostmark, den Oesterreicher Franz Grillparzer (1791—1872), erwählt, der mit Recht als einer der größten Dramatiker Deutschlands gilt. Die Verse, die wir von ihm auf der linken Kalendariumseite bringen, lassen davon freilich wenig erkennen, doch zeigen sie ihn als einen geistvollen Spruchdichter und feinsinnigen Lyriker. Politisch stand Grillparzer noch auf engem österreichischem Standpunkt, was sich aus den damaligen für den großdeutschen Gedanken noch nicht reifen, wenig glücklichen Zeitverhältnissen erklärt.



Ein Stück, passend zur Größe und Art der Wunde, abschneiden.

Die Schutzgaze abziehen.

Das Mullpolster auf die Wunde legen und den dünnen Pflasterstoff straff auf die Haut drücken.

Das richtige Wundpflaster
TraumaPlast
in allen Apotheken und Drogerien

Dünn-straff-ungelocht

das sind die Kennzeichen des heilenden TraumaPlast-Wundpflasters. Für alle Schnitt-, Riß-, Schlag-, Stich-, Brandwunden und Abschürfungen sollten Sie stets TraumaPlast im Hause haben. Mit wenigen Handgriffen ist ein sachgerechtes, ein TraumaPlast-Wundpflaster hergestellt:

Dürfen Rheumatiker Fleisch essen?

Noch vor gar nicht so langer Zeit glaubte man, daß Fleischgenuß eine der hauptsächlichsten Ursachen von Rheuma und Gicht darstelle. Heute wissen wir, daß dies doch nur sehr bedingt richtig ist. Zu reichlicher Fleischgenuß ist sicher ungünstig, aber völliges Fortlassen von Fleisch und anderen eiweißhaltigen Nahrungsmitteln führt nur in seltenen Ausnahmefällen zur Heilung. Der Mehrzahl der Rheumatiker schadet ein mäßiger Fleischgenuß nicht, wenn nur die Hauptnahrung aus reichlich Gemüse, Obst, Salaten und dergleichen besteht. Wichtig ist eine im ganzen knappe und mäßige Kost und das Fortlassen aller Reizmittel.

Nicht zu vernachlässigen ist auch die arzneiliche Behandlung. Seit 25 Jahren ist Logal eines der bekanntesten Rheumamittel. Logal hat sich nicht nur bei allen rheumatischen Beschwerden, Glieder-, Gelenk- und Muskelschmerzen hervorragend bewährt, sondern auch bei Gicht, Neuralgien, Ischias, Grippe und Erkältungskrankheiten. Logal-Tabletten wirken schmerzstillend, fördern die Heilung und stellen Arbeitsfähigkeit und Wohlbefinden bald wieder her. Logal verdient auch Ihr Vertrauen! Sie bekommen Logal zum Preise von RM. —,99 und RM. 2.42 in jeder Apotheke.

Kostenlos erhalten Sie das interessante, farbig illustrierte Buch „Der Kampf gegen Rheuma, Nervenschmerzen und Erkältungskrankheiten“ vom Logalwerk, München 8 D/2.

Ein vernachlässigtes Kapitel! Für alle, die viel gehen oder stehen!

Sie pflegen Ihr Gesicht, Ihre Zähne. Sie pflegen Ihre Hände, Ihr Haar. . . . aber Ihre Füße? Warum behandeln Sie Ihre Füße schlechter, warum werden sie vernachlässigt? Ein ganzes Leben lang tragen uns die Füße, und wir tun so wenig für sie. Wie notwendig brauchen wir gesunde, kräftige Füße. Von ihnen hängt unsere Leistungsfähigkeit, unsere Spannkraft und Ausdauer ab. Gesunde Füße geben Kraft für den Beruf, für die Pflichten des Alltags. Es gibt wohl wenig Berufe, bei denen die Füße nicht irgendwie in Mitleidenschaft geraten. Immer müssen die Füße ihren Dienst tun.

Beginnen daher auch Sie sofort mit der bewährten Gsafir-Fußpflege. Gsafir ist eine Wohltat für alle, die viel gehen und stehen müssen. Für wenig Geld können Sie Ihren Füßen Frische und Stärke zurückgeben oder auch sich von Ihren Fußbeschwerden befreien, wenn Sie die bewährten Gsafir-Fußpflege-Präparate nehmen. Gsafir-Fußbad erfrischt und kräftigt, belebt und regt die Blutzirkulation an. Gsafir-Fußcreme befreit von Drücken und Brennen, verhindert Blasen und Schwielen. Sie wirkt heilend. Gsafir-Fußpulver beseitigt übermäßige Schweißabsonderung, wirkt angenehm kühlend und desinfizierend. Gsafir-Hühneraugentinktur befreit rasch und schmerzlos von Hühneraugen und Hornhaut.

Sie erhalten unsere bekannten Gsafir-Präparate in Apotheken, Drogerien und einschlägig. Fachgeschäften:

Gsafir-Fußbad (8 Bäder) RM. —,90; Gsafir Fußcreme RM. —,55; Gsafir-Fußpulver RM. —,75; Gsafir-Hühneraugentinktur RM. —,75.

Unsere Kalenderbeilage

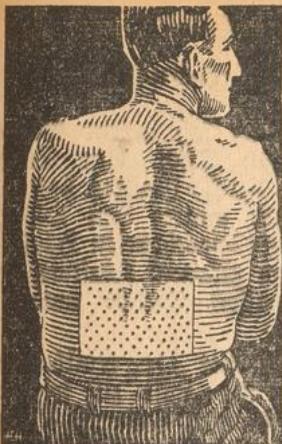
Wieder wie im vorigen Jahre führen uns die Zeichnungen unseres Wandkalenders mitten in das große Geschehen unserer Zeit. Sie zeigen uns zwei Bilder aus der vom Führer angeordneten großzügigen Umsiedelung der außerhalb der Reichsgrenzen wohnenden Volksdeutschen. Durch Jahrzehnte, oft gar durch Jahrhunderte, hielten die einst infolge der deutschen Raumnot von der Heimat Ausgewanderten ihr Deutschtum hoch. Nun dürfen sie heimkehren ins große und mächtige deutsche Vaterland! Man mag sich vorstellen, mit welchen dankbaren Empfindungen sie die wiedergewonnene Heimat begrüßen. Der Künstler Otto H. Gerster hat uns in seinen Zeichnungen zwei solcher Szenen festgehalten. Das Bild, das über den ersten sechs Monaten des Jahres 1942 steht, zeigt die Ankunft einer Gruppe von Volksdeutschen aus dem Baltikum in einem Ostseehafen. Die Umsiedelung mag für diese stets dem Deutschtum treu gebliebenen Menschen mit manchen Beschwerlichkeiten und Sorgen verbunden sein, aber jetzt, angesichts der deutschen Heimat, leuchten ihre Augen vor Glück. Diese 70 000 Heimkehrer, die sich draußen in

fremden Landen durch ihre Tüchtigkeit bewährten, werden auch rasch sich in den neuen Verhältnissen zurechtfinden, wo man ihnen mit Rat und Hilfe in jeder Hinsicht entgegenkommt. Wertvolles Volkstum ist damit für das Großdeutsche Reich neu gewonnen worden. — Die andere Kalenderseite gibt ein Bild von der Heimkehr der Wolhyniendeutschen, die zusammen mit den aus Galizien Umgesiedelten in einer Zahl von über 120 000 den Weg ins Reich zurückfanden. Ihre Rückkehr erfolgte zum Teil während kalter Wintermonate in langen Wagenzügen, aber die Strapazen, die sie bei diesen großen „Treaks“ (Umsiedlungsfahrten mit Pferde- oder Ochsenfuhrwerken) erlebten, waren vergessen, als man sie in Deutschland herzlich begrüßte und ihnen alle Fürsorge zuteil werden ließ. Davon gibt das zweite Bild auf anschauliche Weise eine lebendige Vorstellung.

Die Zurücksührung der Volksdeutschen ins Reich ist eine Großtat des Führers, deren Bedeutung vielleicht erst in kommenden Jahrzehnten in ihrem vollen Wert erkannt werden wird.



Es ist unangenehm, wenn . . .



Rheumafranke!

Besorgen Sie aus der Apotheke ein Rheumaplast 509 und kleben es auf die schmerzhafteste Stelle (Hüfte, Knie, Schulter, Ellenbogen usw.). Sogleich dringt frisches Blut dort hin und spült die Krankheitsstoffe fort. Sie verspüren wohlige Wärme und Ihre Schmerzen lassen nach. **Auch Ihnen hilft**

Rheumaplast 509

auf elastischem Flanell (D.R.G.M.)
in jeder Apotheke für RM 1.35

Ein altbewährtes Hausmittel

von vielseitiger Anwendbarkeit ist das

Waaning-Tilly-Haarlemer Oel

Es reinigt das Blut, desinfiziert den Magen-Darm-Kanal und hat oft gute Dienste geleistet bei Leber- und Gallenleiden.

In Flaschen und Kapseln erhältlich in allen Apotheken

GEBR. WAANING-TILLY, EMMERICH a. Rh.

Verlangen Sie unsere Gratis-Broschüre



Mein Sohn — meine Freundin

Sie kann immer dabei sein und bereitet überall vergnügte Stunden. Beim Kauf einer Mundharmonika achte man auf den Namen

„HOHNER“

Bebilderte Druckschriften u. Bezug a. d. Anzeige kostenlos durch

Matth. Hohner AG., Trossingen/Württ.



Jederwünscht heute sein Fahrrad aufs beste ausgerüstet!

Dazu gehört zuallererst

Torpedo
FREILAUF

mit Rücktrittbremse. Torpedo ist die Königin der Freilaufnaben. Ihr leichter Lauf, die völlige Sicherheit, die sie beim Fahren bietet, ihr Nieversagen und die fast unbegrenzte Lebensdauer haben sie vor allen begehrenswert gemacht. Mehr als 50 Millionen Torpedo-Naben werden heute in aller Welt gefahren.

Das Zweite ist das **F & S-Kettenschaltwerk**. Auf einfachste Art gibt es dem Rade drei Übersetzungen, die während der Fahrt geschaltet werden. F&S-Kettenschaltwerk läßt sich in jedes Fahrrad einbauen.

FICHTEL & SACHS A. G.
SCHWEINFURT A. M.

Die Hochzeitsreise in der Luft

Wilhelm Schuffen

Doktor Finkbeiner saß in der Dämmerstunde am Tisch. Ein Stück Himmel leuchtete durchs Fenster herein. Unrückender Donner murrte von Osten her. Die Dächer der benachbarten Häuser fingen an feucht zu glänzen. Kraftwagen rasten auf der nassen Straße unterm Fenster dahin.

Auf einmal entdeckte Dr. Finkbeiner draußen hoch in der Luft zu seinem Schrecken auch noch einen einsamen Luftballon. Er starrte das Ding nur so an. Es war so klein wie ein Punkt und hing wie völlig bewegungslos in der klaffenden Helle.

Vielleicht war etwas nicht in Ordnung?

Wenn das Gewitter nun losbrach, befand sich das unselige dunkle Ding mitten in der Sturmflut, und die unseligen Luftgondler waren dann sicher dem Tod und allen Schrecken preisgegeben.

Wie man sich bei solchem Wetter aber auch bloß so einem Ding anvertrauen mochte!

Aber vielleicht waren sie auch ganz woanders bei ruhigem Himmel aufgestiegen und dann eben ahnungslos ins Unglück hineingeraten. Und schließlich konnte man ja auch daheim am Tisch vom Blich gerührt werden. Auf jeden Fall war es schauerlich, wie diese Segler nun dort oben im glasigen Loch mitten im sicheren Verderben hingen. Schwarzes Gewölk drängte immer näher heran, ein höllischer Wolkenturm bohrte sich wie aus einem Feuerberg heraus in die Helle hinein. Blitze züngelten wie hungriges Fabelgewürm aus tintenschwarzen Wolkensäulen, Regengarben stürzten gespenstig landwärts.

Der tolle Luftballon hing immer noch wie vom Schreck gelähmt am alten Fleck! Da konnte wahrhaftig selbst ein Wunder nimmer helfen. Was das bloß für Leute sein mochten, die dort oben um ihr Leben zitterten? dachte Dr. Finkbeiner; er griff sich mit dem Finger in den Halsstragen, denn es wurde ihm fast schwindelig, er

sprang auf, um ein Fernglas zu holen. Er lief damit sofort ans Fenster. Als er jedoch sein Glas ansah, fand er den Ballon plötzlich überhaupt nicht mehr. Er stieß einen Schrei aus. „Oh, oh . . .“

Nun war es also geschehen.

Er ließ sich vernichtet in seinen Stuhl fallen, denn er erinnerte sich nun auch sofort daran, daß sein eigener Sohn Georg neulich allen Ernstes gesagt hatte, er werde bestimmt einmal seine Hochzeitsreise in einem Luftballon machen, weil man in dieser Weise so recht mit seinem Glück im Himmel schwimme . . . Was doch diesen jungen Leuten nicht alles einfiel? Als er dann wieder in die Helle hinauszwickelte, entdeckte er alsbald auch den Ballon wieder. Er jubelte auf. Er schüttelte befreit die Arme in der Luft. Nun lebte es also doch noch, das herrlich kühne Paar! Er dachte bereits lebhaft nur noch an ein Hochzeitspaar. Es gab also immer wieder Wunder in der Welt, die Welt selber war von Anfang bis zu Ende nichts als ein Wunder.

Er setzte mit bebenden Händen sein Glas wieder an.

„Nanu . . .?“ Er sah den Ballon schon wieder nimmer.

Er starrte mit bloßem Auge hinaus. „Nanu . . .?“

Da hing er auch richtig am alten Ort.

Das war schon rein verrückt. Er bewegte den Kopf hin und her. Der Ballon bewegte sich mit . . . „Nanu . . .?“

Verdutzt schritt er wieder ans Fenster. Von hier aus sah er den Ballon weder mit dem Glas noch mit bloßem Auge. Aber da entdeckte er nun auf der Fensterscheibe zwischen den Regentropfen ein dunkles rundes Pünktchen, das wohl von einer Fliege herrühren mochte und das dann im Licht der grellen Himmelsluft vom dämmerigen Zimmer aus zu ganz ungeahnter, fabelhafter Wirkung gekommen war. Nanu, nanu . . . So was! Also hatte er in einer wunderlichen Verwirrung ein armseliges, winziges Pünktlein am Fenster für einen Ballon am Himmel draußen angesehen! So was! —



Wer heute ein Krafffahrzeug
braucht, denkt zuerst an

SACHS- MOTOR

Brennstoff muß aufs äußerste gespart werden und Sparsamkeit im Brennstoffverbrauch ist die erste Bedingung, die an das Krafffahrzeug gestellt wird. Sachs-Motor verbraucht auf 100 Kilometer 2 Liter: das ist die geringste Menge, die in Anbetracht der gewaltigen Leistung möglich ist.

Sachs-Motor nimmt wie ein großes Fahrzeug jeden Weg, bewältigt jede Steigung. Spielend fährt er seine 60 Kilometer. Leicht und handlich in der Lenkung und sicher selbst im dichtesten Verkehr ist er so recht das Krafffahrzeug für Jedermann, für den Herrn wie für die Dame, für Alt und Jung, für Nahfahrt und Reise.

FICHEL & SACHS A. G.
SCHWEINFURT A. M.